

Der Ursprung des Weltkrieges

Johannes Haller



Der Ursprung des
Weltkriegs

VON

Dr. J. Haller

o. ö. Professor an der Universität Tübingen

„Die gegenwärtige Sage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis einer seit langen Jahren blühenden Hebelwirkung gegen Macht und Gebot des Deutschen Reiches.“

Kaiser Wilhelm II.
in der Rede am 4. August 1914



Tübingen 1915

Verlag der Buchhandlung Kloeres

Verlag der Buchhandlung Kloeres Tübingen

Durch Kampf zum Frieden
Tübinger Kriegsschriften

Heft I

Professor Dr. J. Haller:

Warum und wofür wir kämpfen

Heft II

Professor Dr. W. von Blume:

Der deutsche Militarismus

Heft III

Professor Dr. Jacob:

**Die großen Kriege in der Geschichte
des Deutschen Volkes**

Weitere Hefte folgen

Preis eines jeden Heftes 50 Pfennig



Der Ursprung des 1. Weltkrieges
**Der Ursprung des
 Weltkriegs**

von
 Johannes Haller
Dr. J. Haller

o. ö. Professor an der Universität Tübingen

INDIANA UNIVERSITY
 LIBRARIES
 BLOOMINGTON

„Die gegenwärtige Lage ging nicht aus vorübergehenden Interessenkonflikten oder diplomatischen Konstellationen hervor, sie ist das Ergebnis eines seit langen Jahren tätigen Uebelschleusens gegen Recht und Gerechtigkeit des Deutschen Reiches.“

Kaiser Wilhelm II.
 in der Rede am 4. August 1914

Drittes Tausend



D515
 .H185

Tübingen 1915
 Verlag der Buchhandlung Moeres



LJ

Alle Rechte vorbehalten.

Copyright 1914 by W. Kloeres (Carl Tränkle) Tübingen.

Druck von G. Schupp jr Tübingen.

2-7-15



Die Vorgänge, deren Zeugen wir sind, gehören zum Größten was in der Weltgeschichte dagewesen ist. Frühere Jahrhunderte haben Kriege gesehen, an denen die größeren Staaten eines Kontinents sämtlich beteiligt waren; der gegenwärtige Krieg umspannt den ganzen Erdball, auf allen Meeren machen die Schiffe der feindlichen Mächte aufeinander Jagd. Er ist ein Weltkrieg im vollen Sinne des Wortes. Seinem Umfang entspricht das Aufgebot der Kräfte. Noch nie hat man solche Massen von Kämpfenden ausziehen sehen, noch nie waren die Schlachtfelder so tiefenhaft ausgedehnt.

^{Rußland} Mit jäher Mäßlichkeit ist das alles über uns hereingebrochen, wie ein Großfeuer, das durch elektrischen Kurzschluß entsteht. Am 28. Juni wurde der Erzherzog Thronfolger von Oesterreich-Ungarn das Opfer eines Muehelmords. Da die in tiefstem Geheimnis geführte Untersuchung ergab, daß der Mord von Beamten des serbischen Staates angezettelt war, forderte Oesterreich am 23. Juli von Serbien Genugtuung für das Geschehene und Bürgschaften für die Zukunft. Als beides verweigert wurde, erfolgte am 28. Juli die Kriegserklärung. Aber schon vorher hatte Rußland die Mobilmachung gegen Oesterreich und zugleich gegen Deutschland begonnen. Vergeblich waren die Versuche, den Frieden zu retten. Bereits am 29. Juli war es klar, daß in Petersburg der Krieg gegen beide Nachbarn beschlossen sei, drei Tage darauf wurden an der deutschen Grenze die Feindseligkeiten eröffnet. Das gleiche geschah im Westen: französische Truppen überschritten am 1. August die deutsche Grenze. Damit hatten Rußland und Frankreich den Kampf gegen Deutschland begonnen, der die Kriegserklärung Oesterreichs gegen Rußland zur Folge hatte. Am 5. August erging, für viele überraschend, die Kriegs-

erklärung Englands an Deutschland, am 6. August folgte Belgien. Um einige Wochen verspätet hintte Japan am 24. August mit der seinigen nach. Inzwischen hatte sich Montenegro am 7. August den Feinden Oesterreichs beigefellt. Seit dem 29. Oktober ist die Türkei als Bundesgenosse Deutschlands in den Kampf eingetreten; ihrem Beispiel folgte Afghanistan durch die Kriegserklärung an Rußland und England. Ob damit die Reihe der kriegsführenden Mächte schon geschlossen ist? Abgesehen von Portugal, das im Begriffe scheint, sich England zur Verfügung zu stellen, wartet man gespannt auf die Entscheidung, die in Bulgarien und Rumänien bevorsteht. Italien rüstet mit Macht und Schweden hat längst mobilisiert.

Und das alles — warum? wozu? Gibt die ganze Welt sich einem Kriegstaumel hin, soll alles, was die Friedensarbeit eines Menschenalters geschaffen, in wenigen Monaten vernichtet werden, weil, — nun, weil ein kleines Bardarenland am Balkan von einer Verbrecherbande regiert wird, die sich nicht damit begnügt, gelegentlich ihr eigenes Königspaar gewaltsam ins Jenseits zu befördern, sondern ihr sauberes Handwerk auch auf das größere Nachbarland ausdehnt? Wie sinnlos! Noch sinnloser jedoch: der Herrscher, der die Idee des Weltfriedens in Pacht genommen haben wollte, auf dessen Anregung die ersten Versuche einer dauernden Friedensorganisation gemacht wurden, der überdies für seine Person beständig vor Attentaten zittert, er zieht den Regen zum Schutze der Meuchelmörder; zu ihm gesellt sich die Republik, die sich rühmt, an der Spitze der Zivilisation zu marschieren, und deren Ministerpräsident zur Zeit ein Sozialist und Vertreter der friedlichen Arbeitermassen ist; gesellt sich endlich auch das Volk, das sich einbildet, das gottesfürchtigste der Welt zu sein und es für seinen weltgeschichtlichen Beruf erklärt, immer und überall der Ausbreitung des Christentums und der Gesittung zu dienen; dessen Staatsmänner noch unlängst offen aussprachen, das Verschwinden Serbiens wäre eine Wohltat für die Menschheit! Zudem das Allersinnloseste: weil Serbien und Oesterreich in Konflikt geraten sind, fallen Rußland und Frankreich über Deutschland her, und England steht ihnen bei! Wenn ein Geschichtschreiber nach tausend Jahren von diesen Dingen

nichts weiter wüßte, als das nackte Gerippe der Tatsachen, wie wir es soeben hinstellten, er wäre zu dem Urteil berechtigt, die Völker Europas seien im Jahre 1914 von teilweisem oder ödligem Irrsinn befallen gewesen.

Wir wissen, daß dieses Urteil nicht zuträfe; daß der Weltkrieg längst vor der Türe stand, seit Jahren gewollt, geplant, vorbereitet; daß er sicher gekommen wäre, wenn nicht jetzt, dann spätestens in zwei, drei Jahren; und daß die Ermordung des österreichischen Thronfolgers nur der Anlaß, nicht die Ursache, nur der Schlag war, der die längst gelegte Mine zur Entladung brachte. Für uns handelt es sich nur darum, dieses Wissen uns selbst zum deutlichen Bewußtsein zu bringen, indem wir uns über die Entstehung dieses Krieges Rechenschaft geben.

1

Da müssen wir denn weit zurückgreifen, bis ins Jahr Europa und
Deutschland 1871. Denn mit der Gründung des Deutschen Reiches beginnt die Vorgeschichte des heutigen Weltkriegs. Diese Reichsgründung hat wie kaum ein anderes Ereignis das Antlitz der Welt mit einem Schlage verändert. Die Welt war bis zum Jahre 1866 regiert worden von England, Rußland und Frankreich; sie bildeten — nach dem Worte eines englischen Diplomaten aus den Vier Jahren — zu jener Zeit den Areopag, höchstens daß sie gelegentlich auch Oesterreich zu Rate zogen. Die kleinen nördlichen und südlichen Staaten Europas wurden von ihnen in Abhängigkeit gehalten, die Türkei war nur Gegenstand der Politik, keine selbständige Macht mehr, die Vereinigten Staaten von Nordamerika hatten noch kein Bedürfnis mitzureden, und Deutschland, das Land des Deutschen Bundes, war politisch nicht vorhanden, nur ein geographischer Begriff, und sein kräftigster Staat, Preußen, geschwächt und seiner selbst nicht sicher, noch damit beschäftigt, seine Kräfte zu sammeln.

Man versteht wohl, daß der eben erwähnte Engländer sich nach dieser „gemüthlichen“ Zeit zurücksehnte, denn in der Partie zu drehen oder oieren, die damals die hohe Politik bildete, war England der Meister des Spiels. Seit seine hundertjährige Rivalität mit Frankreich durch den Sturz Napoleons I. zu seinen Gunsten

entschieden war, machte ihm niemand mehr den ersten Platz in der Welt streitig. Ungehindert hatte es sein Kolonialreich ausbauen, ungehindert alle Gelegenheiten ausnützen können, um die Welt der Herrschaft seines Handels zu unterwerfen. Ebenso ungehindert handhabte es als einzige Weltmacht den uralten Grundsatz, die Wage des Gleichgewichts unter den festländischen Mächten in der Hand zu halten, um sie jederzeit auf die ihm erwünschte Seite zu wenden. So hatte es, als das Gewicht Rußlands unter Nikolaus I. zu schwer zu lasten anfang, durch den Krimkrieg den Umschwung herbeigeführt, der Frankreich unter Napoleon III. wieder emporhob und es ihm möglich machte, unter der Losung „Freiheit den Nationalitäten“ Oesterreich vollends klein zu machen und sich selbst wenigstens im festländischen Europa an die Spitze zu drängen. England in der Welt, Frankreich in Europa — das waren bis 1870 die führenden Mächte.

Auf dem Schlachtfeld von Sedan brach dieser Zustand jäh zusammen. Frankreich, zu Boden geworfen, mußte die Schöpfung eines Deutschen Reichs unter Preußens Führung geschehen lassen. Umsonst versuchte es, an „Europa“ zu appellieren: von dem Bittgang, den er im Herbst 1870 in die fremden Hauptstädte unternommen, kehrte Adolff Thiers unverrichteter Dinge heim, Europa war nicht zu finden gewesen. Die deutsche Einheit, das Deutsche Reich wurden Tatsache, ohne daß sich eine Hand oder eine Stimme dagegen erhoben hätte.

Nun regte sich die zusammengesetzte Kraft eines rastlos tätigen Volkes von 41 Millionen im Herzen Europas, an der Stelle, wo bis dahin ein großes Loch sich aufgetan hatte. Das bedeutete auch ohne die geniale Leitung des größten Staatsmanns der Zeit nichts anderes, als daß der Schwerpunkt der europäischen Angelegenheiten dorthin glitt, wo bisher ein Nichts gewesen war.

Das hatte niemand gewollt, vielleicht niemand recht vorausgesehen. Den Diplomaten der alten Schule wurde der neue Eindringling durch seine bloße Gegenwart bald lästig. Man war nicht mehr unter sich, und die alten Formeln wollten nicht mehr passen; man mußte umlernen. Es konnte nicht fehlen, daß die Verstimmlung gegen Deutschland wuchs, je mehr den Neutralen der neue

Zustand zum Bewußtsein kam; und von Anfang an war vorauszu-
sehen, daß das Deutsche Reich die eigentliche Feuerprobe auf
seinen Bestand nicht hinter sich, sondern vor sich habe. Das wußten
seine Gründer am besten, und mit prophetischer Klarheit hat Mölke
es ausgesprochen, als er bei der Beratung des Heeresgesetzes im
Deutschen Reichstag 1874 die klassischen Worte sprach: „Ein großes
weltgeschichtliches Ereignis wie die Wiederaufrichtung des Deut-
schen Reiches vollzieht sich kaum in einer kurzen Spanne Zeit.
Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben,
das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen,
damit es uns nicht wieder entrisen werde.“

^{Frankreich und} ^{die Revanche} Zunächst sahen die Dinge wenig gefährlich aus, weil
Frankreich, das uns am meisten grollte, geschwächt und
vereinsamt da stand, gelähmt vor allem durch die Frage, ob es Repu-
blik bleiben oder zur Monarchie zurückkehren solle. Es hatte im
Kriege nicht nur seinen militärischen Ruhm und zwei wertvolle Provin-
zen verloren und schwere finanzielle Schädigung erfahren, es hatte
vorläufig den Rang einer Großmacht eingebüßt. Noch auf dem
Berliner Kongreß 1878 spielte es eine sehr bescheidene Zuschauerrolle.
Aber als im Jahre darauf die Verfassungsfrage zugunsten der Republik
vorläufig entschieden war, als wieder ein Jahr später die radikale
Partei zu entscheidendem Einfluß gelangte, da tauchte auch das
Programm auf, das von da ab mehr und mehr zum Leitstern der
französischen Politik geworden ist: die Revanche. Gambetta war
es, der Organisator des Volkskriegs von 1870, der in einer Rede
bei Gelegenheit der Fahnenweihe der französischen Kriegsflotte in
Cherbourg am 10. August 1880 zuerst die Losung ausgab. Die
Worte, die man später die Fahnenweihe des wiedererstehenden
Frankreich genannt hat, verdienen noch heute gelesen zu werden.
„Es gibt — so sagte der Präsident der Abgeordnetenkammer —
in der Geschichte der Völker Stunden, wo das Recht sich verfinstert.
Aber in solchen unheilvollen Zeiten ist es die Aufgabe der Völker,
sich zu Herren ihrer selbst zu machen und in Ruhe, Weisheit und
Zusammenfassung aller Bestrebungen, die Hände und die Waffen
frei nach innen und nach außen, abzuwarten. Die großen Wieder-
herstellungen können aus dem Recht hervorgehen: wir oder unsere

Kinder können auf sie hoffen, denn die Zukunft ist niemand versperrt. Man wirft uns vor, wir trieben Söldnerdienst mit der Armee. Aber es ist nicht Kriegslust, was uns diesen Ritus vorschreibt, sondern die Notwendigkeit, Frankreich, das so tief gefallene, wieder aufzurichten, damit es seinen Platz in der Welt wieder einnehme. Wenn im Gedanken an die Armee unsere Herzen höher schlugen, so geschieht es, weil wir die Möglichkeit haben wollen, auf die Zukunft zu hoffen und uns zu vergewissern, ob in den Dingen hienieden eine innere Gerechtigkeit lebt, die an ihrem Tag und zu ihrer Stunde offenbar wird."

Gambetta war, als er so sprach, noch nicht im Besitze der wirklichen Macht, und den eigentlichen Regierenden war seine Sprache, vorsichtig und kühn zugleich, höchst un bequem.

Als bald antwortete ihm der Staatspräsident Grévy in einer andern Rede: „Bleiben wir vernünftig! Lassen wir uns nicht hintersich, weder zur Ungebuld, noch zur Uebereitung, noch zur Gewaltthatigkeit!“ Ministerpräsident Freycinet mahnte ebenfalls gleich darauf zu einer „besonnenen Politik ohne jedes Abenteuer.“ Unbesonnen, überstürzt, abenteuerlich schien damals den angesehensten Männern Frankreichs das, was Gambetta gefordert hatte. Der Grund war unerkennbar: sie sahen voraus, daß diese Lösung zum Kriege führen mußte, und den Krieg fürchteten sie. „Gambetta — C'est la guerre“ war das Schlagwort, mit dem das französische Volk vor dem ehrgeizigen Demagogen gewarnt werden sollte.

Nicht als ob nicht auch den Segnern Gambettas die Wiedererhebung Frankreichs zur europäischen Großmacht am Herzen gelegen hätte; aber die Revanche oder, wie Gambetta gesagt hatte, die Wiederherstellung, die aus dem Recht hervorgehn sollte, war nicht der einzige Weg dazu, ein anderer bot sich dar und schien damals der einladendere zu sein.

Frankreich
und der
Imperialismus Seit dem Berliner Kongreß wurde es mit jedem Jahre deutlicher, daß die europäischen Großmächte in ein Zeitalter des Imperialismus eingetreten waren. Ausbreitung jenseits der nationalen Grenzen, Erwerb von Herrschaft über fremde Länder und Völker schien für alle gleichermahen die Lösung zu sein, und sie richteten dabei vorzugsweise den Blick über das Meer hinweg. Man sprach

und sp
ginner
solche
seine
großes
Opfer
hunde
nur f
Römi
Migie
1867)
Kaiser
des 1
Geld
schon
indie
Ante
Lat
Ber
zur
188
die
Kri
letz
log

vo
2
so
1
0
1

und spricht deshalb auch mit ungenauem Ausdruck von der beginnenden Ära der Kolonialpolitik. Auch für Frankreich lagen solche Bestrebungen nahe genug. Es brauchte sich nur auf seine Geschichte zu besinnen, sich zu erinnern, daß es einmal ein großes Kolonialreich in Nordamerika und wertvolle Besitzungen in Ostindien sein eigen genannt hatte, die in den Kriegen des 18. Jahrhunderts und Napoleons verloren gegangen waren. Es brauchte nur fortzusehen, was im 19. Jahrhundert das wiederhergestellte Königtum und Napoleon III. mit dem Erwerb der Herrschaft in Algier (1830) und in Hinterindien (Cochinchina 1862, Kambodja 1867) begonnen hatten. Als die Verklärung des französischen Kaiserthums war den Zeitgenossen im Jahre 1869 die Eröffnung des von dem Franzosen Lesseps zum großen Teil mit französischem Gelde erbauten Suezkanals erschienen. Das alles forderte zur Fortsetzung auf. Nordafrika nebst Aegypten an der einen, ganz Hinterindien an der andern Stelle schienen dazu bestimmt, den künftigen Anteil Frankreichs bei der Aufteilung der Erde zu bilden. In der That bewegt sich die französische Politik in den Jahren nach dem Berliner Kongreß stark nach dieser Richtung. Die Besetzung von Tunis 1881 macht den Anfang, 1872—85 wird Tonkin erobert, 1883 Annam, 1893 Siam unterworfen. Daneben geht 1885—95 die Einverleibung Madagastars, seit 1879 die Erschließung des Kongo durch den französischen Forscher de Brazza und die Festsetzung Frankreichs am rechten Ufer dieses Stromes. 1882 bot sich sogar die Aussicht, in Aegypten festen Fuß zu fassen.

Hier freilich trat auch zum erstenmal die Hemmung deutlich hervor. Wollte man sich Aegyptens bemächtigen, das schon seit den Tagen Ludwigs des Heiligen die französische Eroberungslust angelockt hatte, so war ein Konflikt mit England vorauszusehen, das seit 1875 fast die Hälfte der Aktien des Suezkanals angekauft hatte und offen darauf ausging, auf dem Wege der Reform des verfallenen ägyptischen Reiches sich selbst die Herrschaft am Nil zu verschaffen.

Vor dieser Aussicht wich Frankreich zurück. Als das Ministerium Freycinet 1882 eine gemeinsame Aktion mit England gegen Aegypten unternahm, wurde es durch die Kammer gestürzt,

weil „Aegypten keine nationale Angelegenheit“ sei, und Aegypten blieb den Engländern. Noch dramatischer spielte sich der Sturz Ferrys 1885 ab, als eine Niederlage der französischen Truppen in Tonkin in übertriebener Form bekannt wurde. Der Minister, der die Kräfte Frankreichs in solchen Abenteueru verzettelt haben sollte, wurde als „Tonkinese“, als „Verräter“ gebrandmarkt und rettete mit Mühe sein Leben. Immer deutlicher zeigte sich, daß die öffentliche Meinung diese fernabliegenden Unternehmungen mißbilligte, weil ihr etwas anderes wichtiger erschien: Elfaß-Lothringen. Und das, obwohl die Erfahrung von Jahr zu Jahr bewiesen hatte, daß Frankreich dieser „Wiederherstellung, die aus dem Rechte hervorgeht“, gar nicht bedurfte, um wieder eine Großmacht zu sein wie in früheren Zeiten.

Man muß das zu verstehen suchen.

Sinn der
Anrede Elfaß und Lothringen sind nicht Provinzen wie andere; sie geben dem, der sie hat, die Herrschaft über Süddeutschland. Dies war ja auch der entscheidende Grund, weswegen Bismarck auf ihrer Abtretung bestand: sie waren für Deutschland unentbehrlich um seiner Sicherheit willen. In der großen Rede, in der er am 2. Mai 1871 die Annexion vor dem Reichstag begründete, hat er sich auf das Zeugnis König Wilhelms I. von Württemberg berufen, der ihm einmal gesagt hatte: solange Straßburg nicht deutsch sei, werde es immer ein Hindernis für Süddeutschland bilden, sich der deutschen Einheit, einer deutsch-nationalen Politik ohne Rückhalt hinzugeben. Die Geschichte bestätigt diesen Gedanken. Mit der Erwerbung des Elfaßes im Westfälischen Frieden 1648 beginnt die Rolle der ständigen Nebenregierung Frankreichs in den deutschen Angelegenheiten, die Bildung einer festen Partei unter den deutschen Fürsten gegen den Kaiser. Eben darauf aber beruhte die führende Stellung, die Frankreich in früheren Zeiten auf dem Kontinent besessen hatte. Die Wiedereroberung des Elfaß mit seiner militärisch beherrschenden Lage mußte auch den alten Einfluß Frankreichs in Deutschland und damit die alte Vorherrschaft im festländischen Europa zurückbringen. Dann konnte man auch auf alte Wünsche und Ziele wieder zurückgreifen, deren Erfüllung durch den großen Umschwung von 1870 vereitelt war: die Erwer-

bung des linken Rheinufers, die Rheingrenze, die der Franzose im Stillen immer als die natürliche Grenze Frankreichs ansieht.

Dies also ist der wirkliche Inhalt der Revanchepolitik: Frankreich sucht nicht eigentlich „Rache“, nicht so sehr Wiederherstellung geschädigten Kriegsruhms, auch nicht bloß den Besitz verlorener Gebiete, sondern vor allem die alte Vorherrschaft über seine Nachbarn, die es seit Ludwig XIV. besessen und 1870 verloren hatte. Sein Imperialismus suchte Befriedigung in erster Linie auf dem Festland von Europa, erst in zweiter lenkte er den Blick über die Meere.

Die beiden Ziele schienen einander zunächst zu stören. Wollte man überseeische Erwerbungen machen, so mußte man europäische Verwicklungen scheuen; wollte man in Europa vorgehen, so mußte man jeden Zusammenstoß mit der bisher einzigen überseeischen Großmacht, mit England, meiden.

Mit der Zeit aber hat sich für Frankreich die Möglichkeit geboten, sich beiden Zielen gleichzeitig zu nähern und den einen Plan durch den andern zu fördern. Die Geschichte dieses merkwürdigen Vorgangs ist die Vorgeschichte des heutigen Weltkriegs.

Zeitlicher
Zusammenhang Das Frankreich von 1871 stand allein. Hatten die andern Mächte es während des Kampfes sich selbst überlassen, so konnte nach der Niederlage erst recht niemand daran denken, sich mit ihm zu verbünden. Bismarcks Kunst verstand es, die Isolierung vollständig zu machen, indem er die überlieferte Freundschaft Preußens mit Rußland pflegte, die Ausöhnung mit Oesterreich vollzog und die beiden Freunde, den alten und den neuen, zusammensührte. Hatte Kaiser Wilhelm I. im Dezember 1871 gesagt, die Waffenbrüderschaft der deutschen und der russischen Armee und die Freundschaft der beiden Herrscher seien die beste Friedensbürgschaft, so war diese Bürgschaft verstärkt durch das seit 1872 begründete Bündnis der drei Kaiser. Aber das war doch nur eine vorläufige Auskunft. In Frankreich spottete man, das Dreikaiserbündnis sei die Maske, hinter der die drei Mächte übereingekommen seien, die Gegensätze, die sie trennten, zu verbergen. Solche Gegensätze waren vorhanden.

In Petersburg hatte es immer eine starke deutsch-feindliche

Strömung gegeben. Man erzählt, daß als Kaiser Alexander II. nach der Schlacht bei Sedan auf den Sieg der Deutschen trinkend sein Champagnerglas zerschmetterte, niemand seinem Beispiel folgte. Die Strömung wuchs mit den Jahren. In den nationalistischen Kreisen, deren Wortführer die Publizisten Afatow und Fabejeo waren, verlangte man schon 1871 ein Bündnis mit Frankreich. Schon 1874 durfte eine Großfürstin es sich erlauben, in Gegenwart des deutschen Botschafters auf die Vereinigung Elsass-Lothringens mit Frankreich zu trinken. Mit der Zeit gelang es diesen Kreisen, zu denen sich auch der Reichskanzler Fürst Gortschakow hielt, den Kaiser selbst zu umgarnen. Das zeigte sich, als im Jahre 1875 ein blinder Pöhlärm den Anschein erweckte, als ob Deutschland demnächst über das wieder erstarrte Frankreich herzufallen gedente, und als die französische Diplomatie den Anlaß geschickt benutzte, um das Mitleid Europas anzurufen. Während in London Lord Derby den Franzosen erklärte, ein solcher Angriff würde in ganz Europa allgemeine Entrüstung wecken, und auch die englische Regierung würde ihre Schuldigkeit tun, verstieg sich Kaiser Alexander II. dem französischen Botschafter gegenüber zu dem Ausspruch: „Die Interessen unserer Länder sind die gleichen; solltet ihr bedroht werden, so würdet ihr es bald erfahren, und zwar durch mich.“ Diese Aeußerungen wurden in Paris triumphierend entgegengenommen; man sprach von der Auferstehung Europas. Das Ganze war künstlich gemacht. Der Geschichtschreiber des modernen Frankreich, Gabriel Hanotaux, hat selbst die Beweise dafür gegeben, daß der französische Minister, Herzog Decazes, die ganz unoffiziellen Artikel einiger deutschen Zeitungen dazu benutzte, um in London und vor allem in Petersburg gegen Deutschland Stimmung zu machen. Trotzdem hat Herr Olbiani, als er am 3. August d. J. vor der Aufgabe stand, den Beginn des Krieges damit zu erklären, daß Deutschland über Frankreich hergefallen sei, sich nicht entblödet, die alte, längst widerlegte Schauermär von dem beabsichtigten Attentat von 1875 zum Ausgangspunkt seiner Darlegungen zu machen.

Heute scheint es uns, als habe die Zukunft da für einen Augenblick ihren gespenstischen Schatten, blaß und farblos, aber doch deutlich umrissen, vor sich hergeworfen. Der Schatten verschwand

alsbald, aber es dauerte nicht lange, da brach auch das Dreikaiserbündnis in Stücke. Es mußte zerfallen, als die Streitfrage wieder einmal austauchte, die seit einem Jahrhundert, wenn nicht länger, trennend zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland gestanden hatte: die orientalische Frage. Um sie zu verstehen, muß man weit ausholen, denn sie hängt aufs engste zusammen mit dem Entstehen und Anwachsen der russischen Großmacht.

2

Rußlands
Anlage Wenn je eines, so ist das russische Reich entstanden durch fortgesetzte Eroberung der Nachbarländer, durch Unterwerfung und Unterdrückung anderer Völker. Das spricht sich noch heute in seiner Zusammensetzung deutlich aus, trotz aller Versuche, die das Reich gemacht hat und noch macht, diesen seinen Ursprung durch gewalttätige Entnationalisierung der Unterworfenen zu verbergen. Dieses Riesenreich, das äußerlich den Eindruck einer einförmigen, ungegliederten Masse macht, ist in Wirklichkeit von schroffen Gegensätzen der Nationen und Konfessionen zerrissen. Nicht weniger als 48 verschiedene Nationalitäten zählt die offizielle Statistik, und unter ihnen bildet die herrschende Volksgruppe der Großrussen mit etwa 44% der Gesamtzahl noch nicht die Mehrheit. Von den unterworfenen Stämmen ist der kleinrussische oder ruthenische der stärkste (1897 waren es nach amtlicher Zählung 22 Mill. = 18% der Gesamtbevölkerung des europäischen Reichsteils; heute wird die Zahl auf 33 Mill. = 22% angegeben).

Das Siedlungsgebiet des kleinrussischen Volkes, dessen Existenz offiziell bestritten wird, dessen Sprache in Rußland nicht gedruckt werden darf, liegt am Mittel- und Unterlauf des Dnepr, wo die alte Stadt Kiew den Mittelpunkt bildet, bis an die Mündung des Don und sogar darüber hinaus bis an den Kuban. Westwärts dehnen sie ihren Wohnsitz bis ins österreichische Galizien aus, wo sie die Namen Ruthenen oder Ukrainer führen. Ihnen schließen sich nordwärts die Weißrussen an, den oberen Dnepr und die obere Däna entlang bis tief ins Innere, mit Einschluß von Smolensk. Sie unterscheiden sich weniger scharf von den Großrussen und sind

mit ihren etwa 6 Millionen Seelen (5^o/₁₀ der Gesamtbevölkerung) noch nicht gesondert hervorgetreten.

Mit der Unterwerfung der Kleinrussen und Weißrussen, die bis dahin unter polnischer Herrschaft gestanden hatten, beginnt im Jahre 1667 der kolossale Eroberungszug des großrussischen Volkes, der in zweieinhalb Jahrhunderten aus dem Großfürstentum Moskau das heutige russische Weltreich gemacht hat. Den entscheidenden Schritt tat Peter d. Gr. im Jahre 1710 mit der Eroberung von Estland und Livland. Damit gewann das Reich, das bis dahin ein reines Binnenreich, von allen Meeresküsten abgeschnitten war — an der Ostsee herrschten die Schweden, am Schwarzen Meere die Türken — zum ersten Male Zutritt zum Meer und Anteil am Völkerleben Westeuropas. Rußland, von dem noch Leibniz um 1700 im gleichen Tone wie von Aethiopien und Persien gesprochen hatte, vollzog nunmehr seinen Eintritt in die Geschichte des Abendlands, in der es von da ab eine immer größere, oft genug eine beherrschende Rolle spielen sollte.

Was Peter d. Gr. begonnen, führte Katharina II. fort. Sie brachte Polen in Abhängigkeit, erwarb in fortgesetzten Teilungen die wichtigsten Stücke des alten Königreichs und bahnte damit der Ueberlassung fast des Ganzen die Wege, die der Wiener Kongreß 1815 vollzog. Sie nahm zugleich auch die Ausbreitung nach Südwesten wieder auf, die Peter schon ins Auge gefaßt hatte, und deren Ziel die Herrschaft über das Schwarze Meer war. Schritt vor Schritt war die Küste erobert worden; erst 1784 fielen die Reste der türkischen Herrschaft in der Krim, erst 1774 wurde das Recht eigener Handelschiffahrt durch die Dardanellen erstritten. Aber was nützte das, solange die Meerengen selbst, die den Ausweg zum Mittelmeer bilden, in der Hand einer fremden Macht blieben? Sollte Rußland von seiner südlichen Meeresküste und den Mündungen seiner Ströme vollen Nutzen ziehen, so mußte es das ganze Schwarze Meer und vor allem Konstantinopel haben. Hier aber traf die höchste realistische Eroberungspolitik des Reiches mit alten nationalen Wünschen und Idealen zusammen, die getragen waren von der einzigen geistigen Macht, die das russische Volk jemals anerkannt hat, von der Kirche.

Konstantinopel
und der
Balkan

Die Kirche Rußlands ist griechisch-orthodox, entstanden durch Mission von Konstantinopel, in Glauben, Gottesdienst, Rechtsordnung und Literatur von Konstantinopel abhängig. Sie ist Jahrhunderte hindurch vielfach von griechischen Geistlichen geleitet worden und hat sich mit Gedanken des späten Griechentums erfüllt. In ihr wurde der Untergang des Kaisertums von Konstantinopel stark empfunden, und alsbald lebte der Gedanke auf, daß Moskau betruhen sei, Konstantinopel zu beerben und fortzusetzen. Eine Prophezeiung wurde verbreitet: Konstantinopel sei das zweite Rom, Moskau das dritte, ein viertes aber werde es nicht geben. Von diesen Gedanken beeinflusst heiratete Großfürst Johann III. von Moskau 1472 eine griechische Prinzessin, die Erbin des untergegangenen Kaisertums, und nahm er den Titel Zar (Cäsar) und als Wappen den byzantinischen Doppeladler an. Nach Moskau richteten bald die Christen, die auf der Balkanhalbinsel unter türkischer Herrschaft lebten, ihre hoffenden Blicke. Aber erst Peter d. Gr. machte damit für einen Augenblick Ernst. Als er 1711 dem Sultan den Krieg erklärte, erließ er ein Manifest, das von Befreiung der Christen im türkischen Reiche sprach. Seiner Garde übergab er eine Fahne mit dem Zeichen des Kreuzes und der an Konstantin d. Gr. erinnernden Inschrift: „unter diesem Zeichen sollst du siegen.“ Er wurde jämmerlich besiegt, aber die Losung blieb. In der Erinnerung der Nachwelt setzte sich die Vorstellung fest, die Eroberung Konstantinopels sei das letzte und eigentliche Ziel des großen Eroberers gewesen, das Testament, das er seinem Volke hinterlassen habe. Darauf griff Katharina zurück. Bei Beginn ihres ersten türkischen Krieges (1768) verkündigte sie den Christen auf der Balkanhalbinsel, daß Rußland für den gemeinsamen Glauben kämpfe. Sie, die an gar nichts glaubte, benutzte die religiösen Schlagworte als Aushängeschild, hinter dem sie ihre ganz gewöhnliche Eroberungspolitik verbarg. Die byzantinische Kaiserkrone für ihren zweiten Enkel, ein Königreich Dalien (entsprechend dem heutigen Rumänien) für ihren Günstling Potemkin, das waren ihre Pläne. Sie blieben Träume, aber sie bezeichnen deutlich das Ziel, dem die russische Politik von da ab bis auf diesen Tag zustrebt: die Herrschaft über die ganze Küste des Schwarzen Meeres mit Einschluß der Meerengen, und

die Führung der Völker am Balkan. Was wirklich erreicht wurde, war scheinbar sehr wenig, und doch sehr viel. Der Friede von Rüttschüt-Rainardje (1774) stellte die freie Ausübung der christlichen Religion in einigen Gebieten der europäischen Türkei unter die Garantie Rußlands. Das Zarenreich war damit offiziell als der Schutzherr der Christenvölker auf der Balkanhalbinsel anerkannt.

Auf diesen Rechtstitel gestützt hat Nikolaus I. sich dem alten Ziele zu nähern gesucht. Erst schwächte er die Türkei durch Befreiung Griechenlands (1827—29), dann schickte er sich an „für das Leichenbegängnis des sterbenden kranken Mannes zu sorgen“. Aber da traten ihm England und Frankreich entgegen, und der Krimkrieg (1854—56) endete mit einer vollständigen Niederlage des Zaren. Der Pariser Friede von 1856 bestimmt: Moldau und Walachei — die Gebiete, die Katharina zum Königreich Dazien aussersehen hatte — werden als Fürstentum Rumänien selbständig unter türkischer Oberhoheit; das Schwarze Meer ist neutral, Rußland darf keine Kriegsschiffe auf ihm halten; der Schutz der Christen in der Türkei steht unter der Garantie aller Mächte. Rußland ist von seinem Ziele abgedrängt, aus seiner Rolle hinausgeworfen. Erst der Zusammenbruch Frankreichs 1870 gibt ihm die Möglichkeit, sich wieder in Positur zu setzen: es zertrüht den Pariser Frieden und erreicht im Londoner Protokoll 1871 wenigstens, daß es wieder Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meere halten darf. Aber es muß hinzunehmen, daß die Meerengen von Konstantinopel den Kriegsschiffen aller Mächte und also auch den seinen geschlossen bleiben.

Es richtet nunmehr sein Augenmerk auf die andere Seite des Programms, es sammelt die christlichen Balkanvölker um seine Fahne. Serbien, seit 1820 eigenes Fürstentum, soll der türkischen Hoheit entleibigt werden, in Bulgarien beginnt eine lebhafteste Agitation zur Befreiung, geschützt von einer eigens dazu in Rußland gegründeten „Slawischen Wohltätigkeitsgesellschaft“. Die nationalrussischen Kreise geraten in fieberhafte Aufregung, sie glücken vor Begeisterung für das Wohl der Balkanchristen. Als die Serben 1876 den Kampf eröffnen, strömen ihnen russische Offiziere und Soldaten als freiwillige Helfer in Menge zu.

Oesterreich-
Ungarn Doch da kreuzen sich nicht zum ersten Male die Zukunftswegen des Zarentums mit den Bahnen, auf denen sich eine andere Macht bewegte: Oesterreich-Ungarn. Der Konflikt ist von menschlichen Gesinnungen und Wünschen unabhängig, denn er liegt in der Geographie. Der Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn kann nicht dulden, daß eine fremde Großmacht die Donaumündung beherrscht und die Führung der Balkanvölker an sich reißt. Geschehe dies, so wären seine Länder von drei Seiten von fremder Macht eingeschlossen und ihrer natürlichen Absatzwege beraubt. Sollten Rußlands Ziele erreicht werden, so mußte Oesterreich-Ungarn zerstört oder beiseite geschoben werden, es mußte jedenfalls aufhören, eine Großmacht zu sein. Darum hat sich schon Joseph II. den Plänen Katharinas II. widersetzt, die doch seine Freundin und Verbündete war. Er nannte sie vertraulich Hatletmaden und überwachte sich gegen die Rolle des Dummkopfes, die ihm dabei zugesprochen sei. Um sie zu parieren, ist er mit einem Teilungsprojekt hervorgetreten: Oesterreich sollte alles Land zwischen der Donau, dem Adriatischen Meere und einer Linie von Belgrad bis zum Drinagolf erhalten, östlich dieser Linie sollte Rußland freie Hand haben. An ähnlichen Versuchen hat es ja auch später nicht gefehlt.

Panslawismus Wenn man nun auch an die Möglichkeit glauben möchte, daß Rußland und Oesterreich die türkische Erbschaft gemeinsam liquidierten und durch Teilung der Beute beide auf ihre Kosten zu kommen suchten, so waren doch im Laufe der Zeit Gegensätze an anderen Stellen hinzugekommen, die sich durch keine Verständigung aus der Welt schaffen ließen. Der eine ist die Idee des Panslawismus, der andere die ruthenisch-polnische Frage.

Der Gedanke, daß alle slawischen Völker sich zu staatlicher Einheit zusammenschließen und Rußland als das stärkste Glied der Familie die Herrschaft über sie antreten sollte, ist alt. In den 70er und 80er Jahren war er das eigentliche Zukunftsprogramm der nationalrussischen Kreise geworden. Im Namen dieser „allslawischen Idee“ betrieb Rußland die Zerstörung der europäischen Türkei, die ihm selbst die Herrschaft am Balkan und den Dardanellen

verschaffen sollte. Ein folgerichtiger Panlawismus aber lehrte seine Spitze unmittelbar gegen den Bestand der österreichisch-ungarischen Großmacht. Denn Oesterreich-Ungarn ist nun einmal selbst eine zur Hälfte slawische Macht. Den Verlust seiner slawisch besiedelten Gebiete könnte es nicht ertragen, ohne zum Kleinstaats herabzusinken, und schon die Hinneigung slawischer Oppositionsparteien zu Rußland bildet eine innere Krankheit des österreichischen Staatskörpers. Dazu kommt, daß Rußland und Oesterreich sich seit der Auflösung des polnischen Reiches in die Beherrschung von zwei slawischen Völkern teilen, dergestalt daß die große Masse zu Rußland gehört, eine starke Minderheit in Oesterreich sieht: die Ruthenen und die Polen.

^{Ruthenen}
^{und Polen} Die Ruthenen — in Rußland Kleirussen — sind sowohl in Galizien wie in Rußland konfessionell gespalten: ein Teil gehört der griechisch-orthodoxen Kirche an, ein anderer hat sich seit dem 15. Jahrhundert der Union mit der römisch-katholischen Kirche angeschlossen. Infolgedessen gibt es in Galizien Ruthenen, die nach Rußland hinneigen, und in Rußland Kleirussen, die zu Oesterreich hinüberschielern. Wenn das allenfalls erträglich scheinen mag, so ist doch das polnische Problem geradezu brennend.

Die Polen befinden sich in Oesterreich in ebenso bevorzugter Lage wie sie in Rußland entrechtet sind. Sehnsüchtig und mit Neid blickt der gebildete Teil der russischen Polen auf die Verwandten im österreichischen Lager. Lebhaft sind die Beziehungen herüber und hinüber. Da es eine polnische Universität in Russisch-Polen nicht gibt, die russische Universität Warschau von den Polen boykottiert wird, so studiert die Jugend der bessern Gesellschaft in Krakau; diese Stadt ist die geistige Hauptstadt der ganzen Nation, deren Schwerpunkt und geistige Führung überhaupt bei der Minderheit in Galizien liegt. Was ist natürlicher, als daß die Polen Rußlands von Oesterreich eine bessere Zukunft erhoffen, und daß die russische Regierung wünschen muß, auch die österreichischen Polen in ihre Gewalt zu bekommen, wenn sie sich im Besitze Polens sicher fühlen will. An dem Besitze Polens aber liegt ihr unendlich viel. Dieses Land ist nicht eine Summe von Gouvernements wie viele andere, es ist das schönste Juwel in der Krone des Zaren. Mit seinen 12,5 Mill.



Bewohnern auf 127 000 qkm ist es der einzige Teil des russischen Reiches, der eine den westeuropäischen Begriffen entsprechende Volksdichte zeigt. Seine großen Steinkohlenlager haben eine Blüte der Industrie möglich gemacht, die in ihrer rapiden Entwicklung mitunter an nordameritanische Verhältnisse erinnert. An direkten Steuern zahlt Polen allein jährlich 210 Mill. Rubel (480 Mill. Mark). Seine Bevölkerung aber ist kompakt polnisch; auf 9 Mill. Polen kommt noch keine 1/2 Mill. Russen.

Selbst wenn die andern slawischen Völker nicht wären, Polen und Ruthenen allein schaffen eine dauernd offene Frage zwischen Rußland und Oesterreich und stempeln jeden Versuch in panslawistischer Richtung zu einem Attentat auf den Bestand der österreichisch-ungarischen Monarchie. Unter welchem Gesichtspunkt man die Dinge auch betrachten mag, ob unter dem des Balkanproblems und der Meerengenfrage, oder unter dem des Panslawismus, immer stößt man auf den unvereinbaren Gegensatz der beiden Mächte Oesterreich-Ungarn und Rußland. Sein historisches Ziel auf der Balkanhalbinsel kann Rußland erst erreichen, wenn Oesterreich-Ungarn beiseite geschoben ist, und die Möglichkeit, als Vormacht an die Spitze der slawischen Völkerwelt zu treten, tut sich ihm erst auf, wenn es keine österreichischen Polen und Ruthenen und überhaupt keine österreichische Großmacht mehr gibt. Einer von den weltgeschichtlichen Gegensätzen, die Jahrzehnte und Jahrhunderte schlummern oder nur von Zeit zu Zeit und an beschränkten Stellen lebendig werden können, und die doch früher oder später einmal auf der ganzen Linie entbrennen und zu gründlichem Austrag führen müssen.

3

Druck geistlichen
 Deutschlands und
 Rußlands 1876 bis
 1878

Als man im Jahr 1876 in Petersburg den Entschluß faßte, die alten Pläne im europäischen Orient, die so oft schon gescheitert waren, ihrer Verwirklichung entgegenzuführen, da war zum ersten Male der Fall gegeben, daß die russische Politik mit dem Vorhandensein eines Deutschen Reiches rechnen mußte. Von der Haltung Deutschlands hing es ab, ob Rußland hoffen durfte, über den Widerstand Oesterreichs hinwegzubreiten zu können. Diesen Sinn hatte es, daß Kaiser Alexander II.

Bismarck die kategorische Frage vorlegen ließ, ob Deutschland neutral bleiben würde, wenn Rußland mit Oesterreich in Krieg gerieth. Die Antwort lautete, wie Bismarck selbst sie überliefert hat: Deutschland könne nicht dulden, daß einer seiner beiden östlichen Nachbarn so schwer geschädigt werde, daß seine Stellung als unabhängige und in Europa mitredende Großmacht gefährdet würde. Das bedeutete nichts anderes, als daß Deutschland bei einem russisch-österreichischen Konflikt auf die Seite Oesterreichs treten werde.

In Petersburg zog man die Konsequenz daraus und einigte sich, ehe man gegen die Türkei losschlug, mit Oesterreich zu einer Teilung der Macht auf der Balkanhalbinsel ungefähr auf der Grundlage des Vorschlags, den einst Joseph II. gemacht hatte. Gegen Zusage von Bosnien und der Herzegowina sah Oesterreich dem russisch-türkischen Kriege von 1877/8 untätig zu. Der deutsch-russische Freundschaftsbund aber hatte seinen ersten Sprung erhalten. Er zerbrach vollends, als auf dem Kongreß zu Berlin 1878 die Verhältnisse der Balkanhalbinsel von ganz Europa geregelt wurden, während Rußland „auf der Anklagebank“ saß. Die Türkei behielt einen großen Teil ihrer europäischen Besitzungen, das neue Fürstentum Bulgarien blieb ein Kleinstaat. Es kehrte sehr bald seinem Befreier den Rücken und ging eigene Wege; die Vertreibung des Fürsten Alexander von Battenberg durch russische Werkzeuge befestigte es nur darin. Rumänien war wegen der erzwungenen Abtretung von Süd-Bessarabien tief verstimmt, Serbien ging unter seinem König Milan für Geld ganz in die Gefolgschaft Oesterreichs über, das den Besitz Bosniens und der Herzegowina nach einstimmigem Beschlusse von Europa hatte antreten dürfen. Rußland aber hatte den Befreiungskrieg umsonst geführt; ja, es stand nach ihm weiter von seinem Ziele als hundert Jahre zuvor, denn es hatte seine beste Karte ausgespielt, ohne zu gewinnen: die Glaubensbrüder am Balkan waren befreit, und Rußland war nicht ihr Oberhaupt geworden.

In Rußland hat man das Ergebnis sofort für das Werk Bismarcks ausgegeben und Deutschland für die eigene Niederlage ver-

antwortlich gemacht. Gewiß ohne jede Berechtigung. Nicht Deutschland, sondern England und in zweiter Linie Oesterreich waren dem nach langen Anstrengungen endlich siegreichen Rußland in den Arm gefallen, und die Rolle des „ehrlichen Mädlers“, die er sich vorgenommen, hat der deutsche Kanzler auf dem Kongreß streng durchgeführt. Aber eben dies machten die Russen ihm und Deutschland zum Vorwurf. Sie glaubten ein Anrecht nicht auf ehrliche Neutralität und Vermittlung, sondern auf tätige Unterstützung zu haben, und fanden nun, da ihr Anspruch nicht anerkannt wurde, daß die Freundschaft des Deutschen Reiches für die eigentlich russischen Zwecke wertlos sei. Damit war der Grund zu der Feindschaft gelegt, die schon 1879 wegen der Räumung Bulgariens durch die russischen Truppen beinahe zum Kriege geführt hätte, und es bedarf keiner besondern Feststellung, daß es genau die gleichen Fragen sind, die 1914 wirklich zum Kriege führten. Rußlands dauernde Freundschaft hätte das Deutsche Reich sich nur bewahren können, wenn es sich dazu bequemt hätte, russischen Zwecken zu dienen. Daß es dies nicht tat, daß es nicht der Vassall seines östlichen Nachbarn sein und die Vernichtung Oesterreichs als Großmacht nicht zugeben konnte noch wollte, das war damals und ist heute der Grund der russischen Feindschaft.

Rußland
isoliert Vor 35 Jahren ist es deswegen nicht zum Krieg gekommen, weil Rußland damals allein stand. Frankreich hatte seine inneren Schwierigkeiten noch nicht überwunden, und als dies geschehen war, herrschten in Paris einige Jahre lang die überseeischen Pläne vor. Es gab sogar einen Moment, wo es den Anschein hatte, als würde ganz Westeuropa — Deutschland im Verein mit Frankreich, England und Oesterreich — zusammenstehen gegen das Vordringen der orientalischen Macht Rußlands. Es klingt wie ein schöner Traum, aber es läßt sich nicht bestreiten, daß Bismarck, der Mann der eisernen Wirklichkeit, diesen Traum gehegt hat. Wie hätte er sonst bei seinem Aufenthalt in Wien 1879 zum Vertreter Frankreichs sagen können: „Ich glaube, daß in der nächsten Zukunft unsere Beziehungen sich immer inniger gestalten und daß wir die besten Freunde oon der Welt sein werden. Die Völker haben ein ebenso kurzes Gedächtnis wie die Menschen.“

Es kam anders, hauptsächlich weil in Frankreich die von Gambetta zuerst gepredigte Politik der Rache immer mehr Boden im Volke gewann. Kein Zweifel, daß es sich hierbei zunächst um eine Waffe im Kampf der Parteien um die Herrschaft handelte. Für Gambetta, der sie zuerst benutzte, war die Revanche so wenig Herzensüberzeugung, daß er noch zwei Jahre vor seiner berühmten Fahnenweihe im Begriff gewesen war, Bismarck zu besuchen. Damals hatte er gehofft, durch Frieden und Verständigung mit Deutschland seine Gegner, die Gemäßigten, zu übertrumpfen und zu stürzen. Doch bald erkannte er, daß die Rache für 1870 das sehr viel bequemere und dankbarere Schlagwort war. So erhob er sie zur Lösung der radikalen Partei. „Immer daran denken, nie davon reden“ war der Rat, den er zunächst erteilte. Seine Schüler und Nachtreter, allen voran der gewissenlos unfähige Georges Clémenceau, gingen viel weiter; fast ist man versucht, zu sagen, sie hätten das Rezept umgekehrt. Sie sprachen beständig von der Revanche, ob sie im Ernst daran dachten, war oft zweifelhaft. Aber sie erreichten bald, daß niemand mehr wagte, ihnen auch nur mit einem schüchternen Vorbehalt zu widersprechen, und daß die Revanche ein unantastbarer Glaubenssatz der französischen Politik wurde. Auch die Gegner, Reaktionäre und Monarchisten, griffen die gleiche Lösung auf. Das Bekenntnis zu ihr schien der Prüfstein der Vaterlandsiebe zu sein, und es entspann sich ein edler Wettstreit, wer den andern in der Predigt der Rache überschreien könne.

Daß diese Stimmung nicht aus der Tiefe der französischen Volksseele floss, möchte man schon aus der Gewalttätigkeit schließen, mit der sie von den Parteiführern immer und immer wieder eingeschärft wurde. Wie künstlich die ganze Bewegung war, erieht man aus der Tatsache, daß man es für nötig hielt, die Revanche und den Haß gegen Deutschland zum Gegenstand des Volksschulunterrichts zu machen. In den Leitfäden und Katechismen der Bürgerkunde und öffentlichen Moral, mit denen die kirchensfeindliche radikale Republik den Religionsunterricht ersetzen wollte, sind die Beispiele heldenmütiger Vaterlandsiebe systematisch immer aus dem Krieg von 1870 gewählt, ist die Lage der „Franzosen“ im

unterjochten Elſaß-Lothringen der ſtändig wiederkehrende Schulfall, an dem die Pflichten gegen die eigene Nation erläutert werden, in der Regel verdrängt durch haarſträubende Erzählungen von den Grausamkeiten der Deutſchen und unterſtrichen durch kraſſe Abbildungen brennender Dörfer, armer Flüchtlinge und preußiſcher Pidelhauben, deren Träger ſich an wehrloſen Frauen vergreifen. In einem dieſer Büchlein, das noch dazu für Mädchenschulen beſtimmt und von einer Frau verfaßt iſt, werden die Eindrücke zu folgendem Lehrſatz der „Menſchenliebe“ zuſammengefaßt: „Man ſoll vor allen Dingen ſein Vaterland lieben und alle haſſen, die ihm Böſes tun. Die Deutſchen haben uns Elſaß-Lothringen genommen. Wir wären Tröpfe, ihnen das zu verzeihen. Erſt müſſen ſie uns das Geraubte zurückergeben, dann wollen wir weiter mit einander reden!“ Dieſe chroniſche Volksoergiftung hat fürchterlich gewirkt; wir erkennen ſie heute an der Art, wie Frankreich den Krieg führt. Ihre unmittelbare Wirkung war, daß ſeit Mitte der achtziger Jahre kein franzöſiſcher Staatsmann mehr wagen konnte, eine andere als deutſch-feindliche Poſition zu machen.

Alexander III. Seit dem ruſſiſch-türkischen Kriege und dem Berliner Kongreß ſtand Frankreich mit dieſer Geſinnung nicht mehr allein in Europa. Sein Ruf nach Vergeltung weckte jezt ein Echo im Oſten, vollends ſeit Kaiſer Alexander II., in dem die Sympathien für deutſches Weſen und das Gefühl der Verwandtschaft mit dem preußiſchen Königsſhaus trotz allem lebendig waren, im April 1881 das Opfer eines von ſeiner eigenen Geheimpolizei eingefädeltten nihilistiſchen Attentates geworden war. Sein Sohn und Nachfolger, Alexander III., dem Vater ſehr unähnlich, ein Mann von beſchränkter Fähigkeit, aber ſtarrem Eigensinn, hatte nur wenig gelernt und davon noch weniger begriffen. Dieſes wenige aber hielt er nach Art enger Köpfe mit größter Fähigkeit feſt. Es lief hinaus aus den Glauben, daß Rußland kraft ſeines ſtaatlichen Abſolutismus und ſeiner kirchlichen Rechtgläubigkeit ein Reich von ganz beſonderer Art darſtelle, die vor jeder Verfälſchung durch weſtliche, inbeſondere deutſche Einflüſſe zu behüten ſei. In dieſem borniert nationalen Fanatismus war Alexander vor allem durch ſeinen Lehrer Pobedonoſzew erzogen worden, von

dem er sich auch als Herrscher vorzugsweise beraten ließ. Neben Pobedonohzew wirkte in gleichem Sinn der einflussreichste russische Publizist Michael Katkoo. Dessen „Moskauer Zeitung“ las der Kaiser täglich und entnahm aus ihr immer wieder die Lehre, daß das Deutschtum der Feind sei, von dessen Verührung das „Heilige Rußland“ sich rein erhalten müsse. In der Abneigung gegen Deutschland bestärkte ihn außerdem seine Gemahlin, eine dänische Prinzessin, die unter dem Eindruck des Krieges von 1864 ausgewachsen und dadurch eine leidenschaftliche Deutschenfeindin geworden war.

Russische-
französische
Stammverwandtschaft Es liegt auf der Hand, daß unter einem solchen Herrscher das frühere Verhältnis zu Deutschland vollends hinschwinden mußte. Alexander III. hat zwar äußerlich den Schein aufrecht erhalten, er ist sogar noch 1884 mit Wilhelm I. und Franz Joseph in Smernewice zusammengekommen, aber niemand konnte daran zweifeln, daß diesen hergebrachten Formen der Inhaft verloren gegangen war, wenn man sah, welche Freiheit die russische Regierung den Führern der Nationalpartei zu einer alles Maß überschreitenden Deutschenbege in Presse und Versammlungen gewährte. Konnte doch schon 1882 ein aktiver General, der durch seine zweifelhaften Heldentaten im türkischen Kriege populär gewordene Stobeleo, es sich erlauben, in einer Tischrede in Paris von einem Bündnis aller Slawen mit Frankreich zu sprechen mit dem Zwecke, gemeinsam die Uebermacht Deutschlands zu brechen. Und als er wegen dieser oorklauten Rede heimberufen wurde, verstieg er sich in einem Trinkspruch in Warschau, unter jeder Berufung auf seine Ideengemeinschaft mit dem Zaren, zu der Behauptung, das Deutsche Reich, durch Blut und Eisen gegründet, könne und müsse durch russisches Blut und Eisen zertrümmert werden. Es dauerte nicht lange, so fing man in Frankreich an für Rußland zu schwärmen. Erschien ein russischer General oder Offizier irgendwo, so gab es Huldigungen und die russische Nationalhymne wurde andachtsvoll angehört. Déroulède wiederum, der halbtolle Apostel des rachedurftigen Patriotismus, wurde in nationalistischen russischen Kreisen gefeiert, als er dort von der deutschen Knechtschaft sprach, in der ganz Europa schmachte. Ließ sich doch

zuleht (1887) sogar ein Großfürst, Nikolaus d. J. — es ist der „siegreiche“ Oberkommandierende von heute — in Frankreich zu der Bemerkung hinstreihen, Rußland, zumal die kaiserliche Familie, sei ein Herz und eine Seele mit Frankreich, und wenn erst seine Beamtenschaft von den vielen deutschen Elementen geäußert sei, werde einem förmlichen Bündnis nichts mehr im Wege stehen. Noch waren die Regierungen nicht einig, aber die Völker oder die sich für ihre Vertreter ausgaben, reichten sich die Hände zu gemeinsamer Gegnerschaft gegen das Deutsche Reich.

Dreilund. Gegen diese Gefahr hat Bismarck von Anfang an Deckung gesucht und gefunden. Als der Bruch mit Rußland drohte, ging er nach Wien und schloß das ewige Bündnis mit Oesterreich-Ungarn (Oktober 1879), das von da ab der Eckstein der deutschen auswärtigen Politik gewesen und geblieben ist. Gegenüber Frankreich fand sich bald eine zweite Deckung durch die Allianz mit dem Königreich Italien (1882), das durch die Festsetzung der Franzosen in Tunis um einen für sicher gehaltenen Erwerb betrogen und überdies im eigenen Lande bedroht war. Aber so gefährlich schien Bismarck das sich anbahnende Einverständnis zwischen Paris und Petersburg, daß er schließlich, um ihm vorzubeugen, jenen vielberufenen „Vertrag mit dem doppelten Boden“ mit dem Zarenreich abschloß, den er selbst als „Rückversicherung“ bezeichnet hat. Ein Urteil über diesen merkwürdigen Schritt wird erst möglich sein, wenn der ganze Inhalt des Vertrags und die näheren Umstände seines Zustandekommens bekannt sind. Ist das richtig, was man gelegentlich von Eingeweihten darüber hören konnte, so enthielt er sehr viel mehr und viel Wichtigeres, als was Bismarck selbst 1896 mitgeteilt hat. Wie immer dem sein mag, der Erfolg blieb aus, denn gerade in den Jahren des Geheimvertrags spitzte sich die Gegnerschaft Rußlands gegen Deutschland zeitweilig so sehr zu, daß man am Vorabend eines Krieges zu stehen glaubte; und jedermann wußte schon damals, daß dieser Krieg nach zwei Fronten werde geführt werden müssen. Damals (2. Februar 1888) war es, daß Bismarck, um die russischen Dreißigkeiten abzuwehren, zu dem Mittel der Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisses griff.

Man wird das zu bedenken haben, wenn man verstehen will, warum Bismards Nachfolger den im Frühjahr 1890 ablaufenden Geheimvertrag nicht erneuert hat. Es geschah weder aus Kurzsichtigkeit, noch aus Mangel an Selbstvertrauen, wie man oft behauptet hat, sondern nach reiflicher Ueberlegung und aus wohlwogener, triftigen Gründen. Gestützt auf die übereinstimmenden Gutachten der angesehensten und erfahrensten Beamten des auswärtigen Amtes gab General Caprivi dem Kaiser den Rat, dieses gefährliche, zweischneidige Messer nicht länger in der Hand zu behalten.

Russisch-
französisches
Bündnis Die Wirkung war vorauszusehen und hat niemand überrascht: der Draht von Berlin nach Petersburg zerriß — wie Bismard sich ausdrückte — und ein anderer wurde festgeknüpft, der von Petersburg nach Paris führte.

Anderthalb Jahre, nachdem der deutsch-russische Geheimvertrag erloschen war, wurde das Bündnis zwischen Rußland und Frankreich geschlossen. Es blieb zunächst geheim, denn es war von der russischen Seite augenscheinlich nicht ernst gemeint. Alexander III., der starre Despot, war gewiß noch weniger Freund der französischen Republik als der deutschen Nation. Einen Krieg mit Deutschland vollends hat er aus guten Gründen, schon aus persönlicher Furchtsamkeit, gescheut. Das Bündnis, zu dem er sich verstand, war gemeint als Schreck- und Druckmittel. Es sollte als drohendes Damoklesschwert über dem Haupte Deutschlands schweben, damit dieses aus Furcht vor dem Zweifrontenkrieg klein beigabe und Oesterreich fallen lasse. Darum ließ man 1891 ein französisches Geschwader nach Kronstadt kommen und zwei Jahre später ein russisches nach Toulon fahren, darum gewann der Selbstherrscher aller Reußen es sogar über sich, die Marseillaise stehend anzuhören, während die offiziellen Toaste dort wie hier doch nicht von Bündnis, sondern nur von „tiefen Sympathien der beiden Völker“ und von „Banden, die die beiden Länder vereinigen“, reden durften. Erst 1897 hat Nikolaus II. das erlösende Wort von der „verbündeten Nation“ gesprochen.

Die schlau berechnete Drohung blieb in Berlin wirkungslos,



und mit der Zeit erwies sich immer mehr, daß das feindliche Bündnis in Wirklichkeit gar nicht so gefährlich war, wie es schien. Zweibund und Dreibund hielten einander die Waage, der Friede der Welt und die Sicherheit Deutschlands waren nicht ernstlich bedroht, so lange der Zweibund ein Zweibund blieb. Erst wenn auch er seinen dritten Teilnehmer fand, war die Gefahr ernst. Er fand ihn eines Tages in England.

4

Das britische Weltreich In England haben wir unsern schlimmsten und gefährlichsten Gegner zu sehen; denn hier steht uns nicht ein Land gegenüber, sondern eine ganze Welt, das größte Weltreich, das die Geschichte kennt. Man begreift den Stolz, mit dem jeder Engländer von dem British Empire spricht, den die Dichtungen eines Kipling atmen und von dem jeder Schulbub in Eton oder Harrow sein Teil mit empfindet. Seinen klassischen Ausdruck hat er in der großen Rede gefunden, mit der Lord Beaconsfield am 8. April 1878 im Oberhaus das Eingreifen in den russisch-türkischen Krieg ankündigte. „Nichts in der Geschichte kann unserem Reich verglichen werden, weder Cäsar noch Karl der Große haben die Geschichte einer ähnlichen Herrschaft gelenkt. Auf allen Meeren weht unsere Flagge, durch alle Breitengrade gehen unsere Provinzen; sie beherbergen Untertanen von den mannigfachsten Rassen, Religionen, Gesehen, Sitten und Gewohnheiten.“ Eigentümlich ist die Zusammensetzung dieses Reiches, loder und brüchig sein Gefüge. Von den großen Gebieten, die dazu gehören, werden nur zwei wirklich von England regiert: Ostindien und Ägypten. Die andern, soweit sie nicht erst, wie die Besitzungen in Innereafrika und Ostafrika, in den Anfängen der Entwicklung stehen — Kanada, Australien, Neu-Seeland und Kapland — sind selbständige Staatswesen mit eigener Regierung und eigenen Interessen, die nicht immer mit denen des Mutterlands übereinstimmen, mehr seine Bundesgenossen als seine Kolonien. Ob und wie weit sie ihm im Kriege werden beistehen wollen und können, muß sich erst zeigen. Man geht aber schwerlich fehl mit der Annahme, daß die englischen Minister selbst auf diese Hilfskraft kein allzu großes Gewicht legen dürften, wenn sie auch aus begreif-

lichen Gründen vor der Oeffentlichkeit gern von dem patriotischen Eifer der Kolonien zu sprechen pflegen.

Seeherrschaft Aber zum Britischen Weltreich gehört noch etwas anderes, ^{und Welt-} ^{handel} das sich auf keiner Karte einzeichnen und auch nicht in Zahlen ausdrücken läßt, und das doch den größten Posten in dem Hauptbuch seiner Macht bildet: die Herrschaft über das Meer. Von ihr hängt das Dasein und der Bestand des Reiches in doppelter Hinsicht ab. Einmal weil sein Kopf und Herz eine Insel ist, die jedem Gegner unangreifbar bleibt, solange er nicht Herr des umgebenden Meeres ist. Hinter den Wogen des Meeres, die ihm gehorchen, ruht England sicherer als irgenb ein Land der Welt hinter dreifachem Festungsgürtel. Sodann aber beruht auf seiner Seeherrschaft das eigentliche Fundament seiner Größe, sein Außenhandel.

England ist heute das erste Handelsvolk der Welt. Nicht man den Anteil der einzelnen Nationen nach dem Rauminhalt der Schiffe, die ihnen gehören, so besitzt England allein so viel wie alle andern zusammen. Auf diesem gewaltigen Anteil am Welthandel beruht Englands sprichwörtlicher Reichtum. Der Handel ist auch neben der Nationalität das festeste Band, das das Mutterland mit seinen Kolonien verbindet. Darum setzten die Bemühungen Joseph Chamberlains, die Einheit des Gesamtreiches zu stärken, gerade an diesem Punkte ein, indem sie die Handelsinteressen von Mutterland und Kolonien in völlige Uebereinstimmung zu bringen suchten; bisher freilich ohne Erfolg.

England ist unter den großen Handelsvölkern der Weltgeschichte das jüngste; seine heutige Weltstellung ist noch keine 300 Jahre alt. Eine mehr pathetische als sachliche Geschichtschreibung pflegt ihre Anfänge wohl in die Zeiten der Königin Elisabeth zurückzuwerlegen. Aber was England damals an überseeischen Niederlassungen und Besitzungen sein eigen nannte, war herzlich unbedeutend neben dem Besitz der großen Kolonialstaaten von damals, Spanien, Portugal und Frankreich. Seine Seemacht war klein, ihre glücklichen Kämpfe gegen die spanischen Armaben nur der Verteidigung gewidmet und die Taten der Drake und Raleigh nicht mehr als tede Abenteuer von Seeräubern. Der wahre Begründer der eng-

lischen Seemacht wurde erst Oliver Cromwell. Weniger durch das Gesetz, das jeden Zwischenhandel fremder Schiffe in England verbot (Navigation-Act von 1651), als dadurch, daß er zuerst eine stehende Kriegsflotte unterhielt, d. h. Schiffe, die ausschließlich und stets zur Kriegsführung da waren, während die anderen Staaten sich damit begnügten, ihre Handelsschiffe im Kriegsfall, gleich den heutigen Hilfskreuzern, mit Kanonen und Seesoldaten zu versehen. Mit dieser allen Rivalen überlegenen Kriegsflotte gelang es Cromwell und seinen Nachfolgern, die bis dahin erste Welthandelsmacht, die Holländer, zu überwinden. Im Jahre 1650 waren $\frac{1}{3}$ des Welthandels noch in holländischen Händen, 25 Jahre später war der Höhepunkt überschritten, und bald nach 1700 hatten die Niederlande überhaupt aufgehört eine Großmacht zu sein, nachdem ein großer Teil ihres Handels durch die Engländer buchstäblich erobert worden war.

Nun kam Frankreich an die Reihe. Mit seinen ausgedehnten überseeischen Besitzungen in West und Ost, in Nordamerika und Ostindien, mit seiner blühenden Industrie war es im 18. Jahrhundert die erste Kolonialmacht und zugleich die erste Handelsmacht der Welt. In einer Reihe von Kriegen, die mehr als ein Jahrhundert füllten — von dem spanischen Erbfolgekrieg Ludwigs XIV. bis zu den Koalitionskriegen gegen die Revolution und Napoleon — hat es diese Stellung an England verloren. Kanada, Ostindien und das Kapland sind die Hauptstücke in der Beute, die England verbleibt, nachdem es durch törichte Politik das schon beherrschte Nordamerika wieder verloren hat. Es hat jetzt, nachdem Frankreich niedergeworfen ist, für Jahrzehnte keinen ernsthaften Rivalen mehr in der Welt. Ungehindert breitet sein Handel sich überallhin aus. Der Abfall der Südamerikanischen Kolonien von Spanien und Portugal liefert ihm auch dieses Gebiet zur wirtschaftlichen Ausbeutung in die Hände. „Südamerika ist frei, ruft Canning 1824 triumphierend aus, und wenn wir uns nicht ganz schlecht auf unsere Geschäfte verstehen, so wird es uns gehören“. Es gibt kein Land, keinen Staat, deren Seemacht sich auch nur entfernt mit der Kriegsflotte Englands messen könnte. Alle wichtigen Handelsstraßen der Welt sind durch geschickt gewählte Stationen in englischen Besitz

gebracht. Um die Fahrt nach Ostindien zu stützen, ist das Kap der Guten Hoffnung 1806 den Holländern, die Insel Mauritius 1810 den Franzosen abgenommen worden. Im Mittelmeer zu dem man schon seit 1704 in Sidrakar den Schlüssel besitzt, ist seit 1800 Malta genommen. Die deutsche Küste bewacht seit 1807 ein englischer Posten in Helgoland. Im Roten Meer wird Aden 1839 besetzt. Die Vollendung des Systems bildet der Erwerb der Herrschaft über den Suezkanal seit 1875. Weltmeer und Welthandel stehen unter englischer Botmäßigkeit.

<sup>England,
Ruhland,
Indien</sup> Nur einen ernsthaften Gegner kennt England bis dahin, da Frankreich überwunden ist, Deutschland und die Vereinigten Staaten noch nicht aufgetreten sind; das ist Ruhland. Der Gegensatz der beiden Mächte ist so ausgesprochen und so tief, daß Bismarck noch 1870 die Bemerkung machen konnte, dies sei doch eigentlich die einzige Frage von wirklich weltgeschichtlicher Bedeutung, alles andere, auch die Streitigkeiten zwischen Deutschland und Frankreich verschwänden daneben. Der Gegensatz herrscht ebenso in Europa wie in Asien und ist an beiden Stellen heroogerufen wesentlich durch die eine Rücksicht auf Indien.

Indien nimmt unter den englischen Besitzungen einen besonderen Platz ein. Es ist unter ihnen allen weitaus der beste Lieferant und der beste Abnehmer des Mutterlandes. Im englischen Handel steht es heute bereits an zweiter oder dritter Stelle neben und zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten, und es hat in dieser Beziehung die Grenzen seiner Entwicklung noch lange nicht erreicht¹⁾. Wenn man weiß, daß noch 1810 der englische Handel mit Indien nicht mehr wert war als der mit der Insel Jersey im Kanal, so ahnt man, welche Möglichkeiten der Zukunft hier

1) 1912 importierte England aus den Vereinigten Staaten für 134 579 000 £, aus Deutschland für 70 048 000 £, aus Indien für 52 149 000 £. 1913 waren die entsprechenden Zahlen 141 706 000, 80 511 000 und 43 449 000 £. Der englische Export betrug 1912 nach den Vereinigten Staaten 64 631 000, nach Indien 59 775 000, nach Deutschland 59 572 000, 1913 entsprechend 59 568 000, 60 573 000 und 71 730 000 £. In Ausfuhr und Einfuhr zusammen stand Indien in beiden Jahren an der dritten Stelle.

schlummern, in diesem Lande mit den mehr als 300 Millionen Menschen und den noch lange nicht voll ausgenützten wirtschaftlichen Kräften. Indien war außerdem von jeher und ist noch immer eine Quelle des Reichtums für zahlreiche einzelne Engländer, die dort als Beamte oder Offiziere fürstliche Gehälter beziehen. Es ist endlich die hohe Schule der englischen regierenden Aristokratie. Dort, wo etwa 1000 englische Beamte mit rund 75 000 englischen und 140 000 eingeborenen Soldaten eine Bevölkerung von über 300 Millionen im Zaum halten, dort lernt sich das Herrschen, dort wird die sichere Kunst der Menschenkenntnis und Menschenbehandlung erworben, dort das unerschütterliche Selbstgefühl entwickelt, die das Herrschervolk machen. In Indien waren schon die oier Brüder Wellesley emporgekommen, die Napoleon überwandten, ohne Indien ist der Typus des weitbeherrschenden Gentleman, der das englische Volk auszeichnet, noch heute nicht denkbar. Man begreift, daß ein früherer Vizekönig des Landes den Ausspruch tun konnte: Indien ist für uns alles, Europa nichts. Und eben um deswillen stand England lange in unveröhnlichem Gegensatz zu Rußland.

Rußlands Vordringen nach den Dardanellen, sein Bestreben, den Sultan von sich abhängig zu machen, bedrohte schon eine Wurzel der englischen Herrschaft in Indien. Sie gründet sich vorzugsweise auf die Ergebenheit des mohammedanischen Teiles der Bevölkerung, der die meisten brauchbaren Soldaten stellt und im Sultan den Kalifen, den Herrn der Gewissen, mit einem Wort seinen Papst sieht. Die Herrschaft Rußlands über den Sultan würde also nichts anderes bedeuten, als daß der Zar den Schlüssel zu den Herzen von Englands besten indischen Untertanen und Soldaten in der Tasche hätte. Diese naheliegende Erwägung und die andere, nicht minder naheliegende, daß Rußlands Herrschaft in Konstantinopel den Tod des englischen Handels in der Levante bedeuten würde, machten den Schutz des Sultans zur eigensten Angelegenheit der englischen Politik. Dazu aber kommt die unmittelbare Bedrohung Indiens durch das Vordringen der russischen Macht in Zentralasien. Auch diese Linie der russischen Expansion ist bereits durch Peter d. Gr. in seinen Kämpfen mit Persien angedeutet worden. Ernsteren Charakter nahm die Sache erst an, als

im Jahre 1856 die Unterwerfung des Kaukasus nach langen, erbitterten Kämpfen gelungen war. Nun ging es mit raschen Schritten vorwärts: 1867 wurde Kokand, 1868 Samarkand, seit 1873 Chiwa und Buchara unterworfen. Damit stand man an den Stromläufen des Amu und Syr, der uralten Welt handelsstraße, die über das Afghaniſche Hochgebirge, den Hindukusch und das Pamir, nach dem Wunderland Indien führt, an der Heerstraße, die schon Alexander d. Gr. gezogen war. Auch von Norden, von Sibirien her rückte der russiſche Einfluß immer näher: in Tibet, am Hofe des Dalai Lama machte er sich geltend. Das geistliche Oberhaupt von einigen Millionen buddhistischer Inder in der russiſchen Machtſphäre — das wäre in kleinerem Maßstab eine ähnliche Gefahr gewesen, wie etwa die russiſche Herrschaft über Konstantinopel. Das Vordringen des Zarenreichs folgte hier nur demselben Geſetze, das ihm in Europa immer neue Eroberungen nahelegte, der Jagd nach der Meeresküste. Am persiſchen Golf, etwa in Bender Abbäs, lag das nächste Ziel für sie, in einem Gebiet, wo bisher der Handel Englands allein geherrscht hatte. Schon stand die russiſche Macht — um einen Vergleich des Vizekönigs Lord Curzon zu brauchen — am Fuße des Glacis der indischen Festung. Ein Sturm auf sie selbst, eine Eroberung Indiens durch russiſche Truppen war kein bloßer Traum, die angesehensten Staatsmänner und Generale Englands haben Jahrzehnte lang sehr ernsthaft mit dieser Gefahr gerechnet.

England und vor Zürich. Ein Zusammengehen Englands und Rußlands schien damals schlechterdings undenkbar. In allen Lebensfragen stößt die russiſche Außenpolitik auf den Widerstand Englands. Am meisten in der orientaliſchen Frage. Bekannt ist Palmerstons Ausspruch, er wolle mit niemand über Politik reden, der nicht die Notwendigkeit der Erhaltung der Türkei zugebe. Von dem Grundsatz ausgehend, daß die Unabhängigkeit des Sultans ein Bedürfnis Englands sei, führte England 1854 im Bunde mit Frankreich den Krimkrieg, trat es 1878 Hand in Hand mit Oesterreich den Russen in den Weg und nötigte sie, auf alle praktischen Erfolge aus dem türkiſchen Kriege zu verzichten; schloß es 1878 mit dem Sultan den Vertrag, durch den es ihm gegen Ueberlassung der Insel Cypern den unverletzten Besitz



seiner asiatischen Länder verbürgte, förderte es später die Unabhängigkeit Bulgariens gegenüber der russischen Vormundschaft; begünstigte es lange die deutsche wirtschaftliche Ausbreitung in der Türkei und begrüßte es das deutsch-österreichische Bündnis bei seinem Bekanntwerden (1888) mit Jubel. Damals war es, daß Lord Salisbury im englischen Oberhaus die biblisch gefärbten Worte sprach: „Ich habe dem Hause eine frohe Botschaft zu verkünden, denn der Welt ist großes Heil widerfahren“. Es klingt wie ein Märchen aus uralten Zeiten.

Expansion seit 1882 Neue Reibungen traten auf, als England nach dem Berliner Kongreß seiner Ausbreitung einen neuen starken Antrieb verlieh. Diesmal war Afrika das Ziel. Mit der Besetzung Ägyptens schuf es sich 1882 ein zweites Indien in verkleinertem Maßstab, 1886 wurde Nigeria einverleibt, 1888 Uganda und Rhodesia, 1890 Zanzibar; 1899—1902 erfolgte die gewaltsame Unterwerfung von Transvaal und dem Oranjestaat. Da setzte es Spannung mit Frankreich, das vor allem die Festsetzung Englands in Ägypten mit Reid betrachtete und auch in Zentralafrika seine eigenen Pläne in Frage gestellt sah. Als nun Frankreich sich mit Rußland verband, schien sich der englisch-russische Gegensatz auch auf den Bundesgenossen des Zaren zu übertragen. Aber auch mit Deutschland stellten sich jetzt die ersten Schwierigkeiten ein. Im Jahre 1884 hatte das Deutsche Reich seine ersten kolonialen Erwerbungen in Afrika und in der Südsee vollzogen, 1885 im Widerspruch gegen England für den belgischen Kongostaat auf der Berliner Kolonialkonferenz die Anerkennung Europas erwirkt. Der Vertrag von 1890, der die Abgrenzung der ost-afrikanischen Besitzungen und die Abtretung Helgolands brachte, schuf nur für kurze Zeit Eintracht. Um die Mitte der neunziger Jahre war für England bereits der Zustand eingetreten, den Lord Salisbury später die „glänzende Einsamkeit“ nannte: es hatte keine Macht mehr wirklich für sich und die meisten gegen sich.

5

Deutsch-französischer Wettbewerb Die deutsche Diplomatie hat den gemeinsamen Gegensatz gegen England wiederholt zu Versuchen benutzt, die Spannung zwischen Dreibund und Zweibund zu lösen. Diesen Sinn hatte

die auffallende Tatsache, daß Deutschland 1895 zusammen mit Rußland und Frankreich das über China siegreiche Japan zum Verzicht auf Port Arthur nötigte; den gleichen Sinn hatte das denkwürdige Telegramm, mit dem Kaiser Wilhelm II. zu Beginn des Jahres 1896 nach dem Siege der Buren von Transvaal über die Truppen des Dr. Jameson den Präsidenten Krüger dazu beglückwünschte, daß es ihm gelungen sei, die Unabhängigkeit seines Landes ohne die Hilfe befreundeter Staaten gegen einen räuberischen Ueberfall zu schützen. Unvergessen ist noch heute die Erregung, die darob in England entstand. Eine Englische Zeitung verstieg sich damals zu der Erklärung, das englische Volk werde diese Depesche niemals vergessen und bei der Gestaltung seiner auswärtigen Politik stets daran denken. Man ist deswegen versucht, dieses Telegramm für einen Wendepunkt in der Geschichte der deutsch-englischen Beziehungen zu halten. Aber die Leiter der britischen Politik scheinen es doch bald vergessen zu haben. Schon zwei Jahre später waren die Beziehungen zu Deutschland wieder so nahe, daß ein Vertrag zustandekam, der unter anderem die Neutralität Deutschlands in dem bevorstehenden Kriege gegen die Burenstaaten ausbedang.

Englischer Bündnisantrag Es ist in jenen Jahren noch von Größerem die Rede gewesen; ein förmliches Bündnis wurde von England dem deutschen Reiche angetragen. Ob es richtig war, daß es abgelehnt wurde, ob hier nicht eine große Gelegenheit versäumt worden ist, wird man ohne Kenntnis der näheren Umstände nicht entscheiden können. Sowieviel darf man aber doch schon jetzt behaupten, daß dieser Bündnisantrag darauf ausging, die Macht Deutschlands für englische Zwecke zu benutzen, und zwar gegen Rußland.

Rußland am Stillen Ozean Rußland hatte für seine Mißerfolge am Balkan Entschädigung in Ostasien zu suchen begonnen. Die langsame, friedliche Kolonisation Sibiriens, seit Jahrhunderten betrieben, hatte 1858 zur Eroberung des Landes bis zum Amur geführt, der 1860 die Einoberleitung auch des letzten Landstreifens folgte, der das Reich noch vom Stillen Ozean trennte. Die Anlage des Hafens mit dem verhöhnswollen Namen Wladiwostok (Beherrsche den Osten) krönte den Erfolg und bildete zugleich ein Programm für die Zukunft. Aber erst 1891

ging man daran, es zu erfüllen. Die Sibirische Eisenbahn, deren Bau damals begann, ist wohl in ihrer Art das großartigste Unternehmen aller Zeiten. Volkswirtschaftlich ziemlich wertlos, war sie politisch von der allergrößten Bedeutung. Machte sie doch zum ersten Mal eine dauernde Behauptung und wirkliche Regierung dieser fernem östlichen Besitzungen möglich, bot aber zugleich auch die Möglichkeit für ihre Erweiterung. Deren bedurfte es allerdings sehr. Der Hafen von Wladiwostok, zu weit im Norden gelegen, ist in einem großen Teile des Jahres durch Eis geschlossen; man mußte also südlichere Küstenstriche zu erwerben suchen. Das eröffnete weite Ausichten auf neue Eroberungen. Kaiser Nikolaus II., der 1894 zur Regierung gelangte, war für diese Dinge von vornherein besonders zugänglich infolge der persönlichen Eindrücke, die er als Thronfolger auf seiner ostasiatischen Reise gewonnen hatte. Er hat von ihr noch andere Erinnerungen und Andenken heimgebracht als die Narbe von dem Säbelhieb eines japanischen Polizisten, die ihn nötigt, das Haar stets sorgfältig in die Stirn geklämmt zu tragen. Sein persönlicher Freund und Reisebegleiter, Fürst Uchtomski, bestärkte den Herrscher im Interesse für Ostasien und suchte zugleich in der Öffentlichkeit für sein Programm zu werden. In seinen „Briefen aus China“ (1901) weist er Rußland eine große Mission im fernen Osten zu. Er scheut sich nicht, von einer Verschmelzung von Russen und Mongolen zu sprechen, die ja so nahe verwandt seien! Es ist ganz unverkennbar, daß die äußere Politik Nikolaus' II. lange unter dem Einfluß dieser Gedanken gestanden hat.

Japan Bisher hatte Rußland bei seinem Vordringen nach Osten kaum ernsthaften Widerstand gefunden. Jetzt aber stellte sich ihm die junge, aufstrebende Macht Japans entgegen. Das ans Wunderbare grenzende Schauspiel der raschen Erhebung, die dieses kleine und arme Land seit 1867 und 1871 durchmachte, darf uns hier nicht beschäftigen. In nicht ganz einem Menschenalter war hier durch fabelhaft schnelle und geschickte Aneignung europäischer Fertigkeiten und Staatsformen eine neue Großmacht entstanden, die bei aller gelehrigen Unterordnung unter die überlegene westliche Zivilisation doch ganz von dem Glauben an die eigene nationale

Größe und ihre Zukunft erfüllt ist. Nichts Geringeres schreibt sich der japanische Ehrgeiz zu als den Beruf, die Mongolen ganz Ostasiens zu einigen, in einem reorganisierten China die Führung zu übernehmen und an der Spitze der ostasiatischen Welt die Herrschaft im Stillen und Indischen Ozean zu erwerben. „Asien den Asiaten“ ist die Losung; sie bedeutet in Wirklichkeit, daß Asien den Japanern gehören soll.

Für die russischen Zukunftspläne wäre dies das Todesurteil geworden. Ein Großjapan hätte hier nur eine zweite Auflage des Problems geschaffen, mit dem das Zarenreich sich in Europa seit Jahrhunderten plagte. Es hätte die Straße von Korea der russischen Schifffahrt geschlossen, wie die Türkei die Dardanellen schließt, und die Küste am Stillen Ozean mitsamt Wladiwostok wären ein noch wertloserer Besitz geworden als der Zugang zum Schwarzen Meer vor Katharina II. Von der Möglichkeit weiterer Ausbreitung und oorteilhafterer Erwerbungen war dann erst recht nicht mehr die Rede. So beginnt denn der Konflikt alsbald. 1895 wird Japan genötigt, das auf Kosten Chinas eroberte Port Arthur, den ersten Platz auf dem Festland der Mandschurei, wieder zu räumen. 1896 schließt Rußland einen Geheimvertrag mit China, in dem es sich zur Verteidigung des Reiches der Mitte verpflichtet und dafür das Recht erhält, die sibirische Bahn durch die chinesische Mandschurei zu führen und auf ihr Truppen zu befördern. Der Anfang zur friedlichen Eroberung der Mandschurei. 1897 folgt die erzwungene Abtretung von Port Arthur. Der nächste Schritt soll die Unterwerfung Koreas sein. Als die sibirische Bahn im Jahre 1901 eröffnet wurde, waren die Bedingungen für den Erfolg günstig genug.

Von diesen Bewegungen fühlte sich auch England betroffen. Das Anwachsen des Rivalen, seine neue, gewaltige Stellung am Weltmeer, die Ausichten, die sich ihm dort da aus auch gegenüber China, der Mongolei, Zentralasien boten, waren bedrohlich genug. Reiften die Früchte der neuesten russischen Ausdehnungspolitik, dann war ernstlich zu befürchten, daß Englands Weltmacht in absehbarer Zeit von der russischen überflügelt wurde. In diesen Zusammenhang gehört das Bündnisangebot, mit dem die englischen Staatsmänner uns beehrten. Wir sollten Rußland in

England und
der russisch-
japanische
Krieg

Europa angreifen und schwächen, damit es in Asien zum Rückzug gezwungen sei. Welchen Vorteil wir selbst davon gehabt hätten, ist nicht bekannt. Aber wie immer er geartet sein mochte, so viel steht doch fest, daß dem Deutschen Reich hier die Rolle eines Laufburschen der englischen Weltpolitik zugemutet wurde. Das deutsche Heer sollte ein englischer Landsknechtshaufe sein und der deutsche Kaiser der Kondottiere des Königs von England. Unter diesem Gesichtspunkt kann man verstehen, daß der Antrag nicht angenommen wurde.

Da England die Dienste Deutschlands nicht haben konnte, wandte es sich an Japan. Es hat das ohne Zweifel nicht gern getan, denn Japan auf Kosten Rußlands erhöhen, hieß vom englischen Standpunkt aus den Bod zum Gärtner machen. Auch auf japanischer Seite hatte man keine allzu große Lust, sich an England zu verkaufen. Die klugen japanischen Staatsmänner, deren Sache viel weniger das kühne Zugreifen als die vorsichtige Schlaubeit, viel weniger der Sturmangriff als der Minenkrieg ist, hätten eine friedliche Verständigung mit Rußland entschieden lieber gesehen. Sie waren bereit, dem großen Nachbar die nördliche Mandchurei zu überlassen; nur auf Korea konnten sie nicht verzichten, weil Rußland im Besitze dieser Halbinsel Japan selbst zu nahe auf den Leib gerückt wäre. Gerade auf Korea aber hatte man in Petersburg ein Auge geworfen. Umfangreiche Waldkonzessionen, an denen der kaiserliche Vizekönig Alexejew nebst einigen Großfürsten stark interessiert waren — nach anderen soll sogar die kaiserliche Privatschatulle beteiligt gewesen sein — gaben den Ausschlag, so daß die japanischen Annäherungen abgewiesen wurden. Die Folge war der Abschluß des japanisch-englischen Bündnisses im Januar 1902, das drei Jahre später auf 10 Jahre verlängert wurde, und der Ausbruch des russisch-japanischen Krieges im Januar 1904. Er endete nach einer Reihe von Niederlagen der russischen Armee und Vernichtung der russischen Kriegsflotte mit dem Frieden von Portsmouth im September 1905. Rußland trat einen vollständigen Rückzug an; es fügte sich in die Räumung der Mandchurei und den Verzicht auf Port Arthur und Korea und behielt nur noch sein Eigentumsrecht an der mandchurischen Strecke der sibirischen Eisenbahn. Die Reibungen, die daraus erwuchsen, wurden im

Jahre 1910 beseitigt durch einen Vertrag, in dem sich Rußland und Japan zu gemeinsamer wirtschaftlicher Erschließung der Mandchurei einigten. Damit deckte sich Rußland den Rücken im Osten und erhielt eben dadurch wieder Handlungsfreiheit in Europa, während Japan seinerseits das lange schon begehrte Korea ohne Widerspruch annectieren konnte. Die Feinde waren Freunde geworden, so wie Japan es vor dem Krieg erstrebt hatte. Das alles hätte man auch bei uns wissen können und beachten sollen. Der deutschen öffentlichen Meinung wären dadurch bei Beginn des Krieges manche Irrtümer und Enttäuschungen erspart geblieben.

6

Frankreich
und
England
1890

Kehren wir zurück zu jenen Januartagen des Jahres 1896, als Kaiser Wilhelm II. sein Telegramm an Krüger richtete. Wenn es auch, wie wir sahen, keineswegs richtig ist, daß dieses Telegramm den Bruch zwischen Deutschland und England herbeigeführt hat, so kommt ihm darum doch die Bedeutung eines Wendepunktes zu. Es wurde erlassen in der Voraussetzung, daß es Unterstützung finden werde an anderen Stellen, wo man damals in Spannung mit England lebte, vor allem in Frankreich. Das erwies sich als trügerisch. Unmittelbar nach Bekanntwerden der Depesche ließ die französische Regierung durch ihren Botschafter in London die denkwürdige Erklärung abgeben: man möge überzeugt sein, daß, solange Elßah-Lothringen deutsch sei, das französische Volk, was auch immer geschehen möge, in Deutschland seinen beständigen, in jeder anderen Macht nur einen gelegentlichen Gegner sehen werde. Diese Worte, die in Berlin nicht unbekannt blieben, wirkten entscheidend. Die Versuche der Verständigung und Annäherung, die bis dahin von deutscher Seite gemacht waren, mußten endgültig aufgegeben werden, da Frankreich sich entschlossen zeigte, seinen Rachegedanken alle anderen Rücksichten und Interessen zu opfern. Erleichtert wurde ihm dies durch die Erkenntnis, daß in England eine stets wachsende Strömung vorhanden war, die der französischen Auffassung entgegenkam und ebenfalls den Hauptfeind des dritten Weltreichs in Deutschland erblickte.

England und
der deutsche
Weltmarkt

Nicht als ob die Kreise, die so dachten, die Herrschaft Englands über Land und Leute durch Deutschland bedroht geglaubt hätten. So vielfach auch die Reibungen auf dem Gebiete der Kolonialpolitik gewesen sein mochten, so ärgerlich man in London über das Auftreten dieses neuen Mitbewerbers bei der Teilung der Erde war, so gab es doch auf diesem ganzen Felde nicht einen Punkt, der zu dauernder und ernster Segnerschaft den Anlaß hätte bilden können. Die Ursache der Entfremdung lag anderswo: in der immer schärferen wirtschaftlichen Konkurrenz, die Deutschland dem britischen Reich machte. Sie zeigte sich zuerst in der Industrie. Noch um 1870 war England „die Werkstätte der Welt“, das Industrieland schlechthin. Fünfzehn Jahre später war das schon nicht mehr so, Deutschland schob sich ihm mehr und mehr an die Seite. Heute ist es in einigen der wichtigsten Produktionszweige, wie Eisen und Stahl, längst überholt und in elektrischer und chemischer Industrie ödlig geschlagen. Das starke Eindringen deutscher Erzeugnisse auf den englischen Markt führte 1887 zum Erlaß des Gesetzes, das bei auswärtigen Industriewaren die Angabe des Ursprungslandes vorschrieb. Durch die Marke „made in Germany“ sollten die deutschen Waren beim englischen Käuferpublikum denunziert, womöglich boykottiert werden. Der Erfolg war der umgekehrte. In der weiten Welt, vor allem in den englischen Kolonien selbst, erfuhr man jetzt, woher die Dinge stammten, die man bisher aus England und durch Vermittlung englischer Kaufleute bezogen und für englische Arbeit gehalten hatte. An vielen Orten beeilte man sich nun, die gewohnte Ware mit Umgehung des englischen Zwischenhandels direkt aus Deutschland zu beziehen. Das Brandmal war zur Reklame geworden, und die Folge war eine starke Förderung des deutschen Handels auf Kosten des englischen.

Wie sehr sich der deutsche Weltmarkt dem englischen von Jahr zu Jahr näherte, ergeben ein paar Zahlen. Im Jahr 1891 hatte der gesamte englische Außenhandel einen Wert von 15 211 Mill. Mark, der deutsche einen solchen von 8111 Mill., also nur wenig über die Hälfte. 1900 war das Verhältnis 17 900 Mill. zu 11 080 Mill., Deutschland hatte also schon fast zwei Drittel der englischen Gesamtsumme erreicht. 1907 hatte England 23 741 Mill.,

Deutschland 17 011, d. h. mehr als $\frac{2}{3}$ und 1913 ist der Abstand noch kleiner: England hat rund 28 Milliarden, Deutschland 21,5, also über $\frac{3}{4}$. Wie rasch die deutschen Fortschritte waren, zeigt die Tatsache, daß Deutschland im Jahre 1911 schon den Punkt überholt hat, auf dem England sich 10 Jahre früher befand. Das Bild wird noch bereicherter, wenn man sieht, wie die übrigen Konkurrenten hinter den beiden Hauptkämpfern zurückbleiben. Frankreich, in früheren Jahrhunderten das erste Land, bis 1870 wenigstens das zweite, ist auf den vierten Platz herabgesunken, auch von den Vereinigten Staaten immer weiter überholt; und immer größer wird der Abstand, in dem Deutschland die übrigen Länder hinter sich läßt, immer kleiner der andere, um den England ihm noch voraus ist. Bei unge störter natürlicher Entwicklung muß bald der Tag kommen, an dem es England erreicht, und der andere, wo es England übertrifft haben wird.

Das ist einfache Naturnotwendigkeit. Deutschland hat nun einmal die viel zahlreichere und stärker anwachsende Bevölkerung. 1913 waren es 68 Millionen gegenüber 47 Millionen im britischen Mutterland. Der Zuwachs betrug in Deutschland früher jährlich 1 Million, in letzter Zeit 850 000 Köpfe, in England noch nicht die Hälfte davon, nämlich 375 000. In früheren Zeiten war dieser starke Zuwachs des deutschen Volkes auch da gewesen, aber er war andern Ländern zugute gekommen, weil er daheim keinen Boden und keine Nahrung fand. Noch in den 70er Jahren betrug die Zahl der Auswanderer bis zu 200 000 im Jahr. Die Gründung des Deutschen Reiches, seine einheitliche, zielsichere Wirtschaftspolitik beseitigten diesen traurigen Zustand. Wenn das größere, sich stärker vermehrende Volk wirtschaftlich und politisch geschlossen auftrat, wenn es seine Kräfte daheim beschäftigen und für sich selbst voll auszunützen vermochte, so mußte es bei sonst gleichen Verhältnissen mit der Zeit das kleinere Volk in der Leistung übertreffen. Es kommt aber hier noch dazu, daß die Engländer, in der bequemen Stellung einer unbestrittenen Vorherrschaft, die keinen ernstern Wettbewerb mehr zu fürchten hat, weniger zu arbeiten gewohnt waren als die noch emporstrebenden Deutschen, und daß diesen neben der besseren Volksbildung und Volkserziehung auch die



reichere Begabung und größere Regsamkeit zugute kommt. Nimmt man zu alledem noch hinzu, daß der rasche Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens noch keine zwei Menschenalter dauert, daß Deutschland also mit verhältnismäßig geringem Kapital arbeitet und seine Stellung sich erst schaffen muß, daß es seiner wirtschaftlichen Betätigung nirgends im Ausland mit den Mitteln staatlicher Macht die Wege zu öffnen vermag, während England in seinen Kolonien — man denke nur an Indien — ein natürliches Uebergewicht besitzt, und daß trotzdem das gesamte deutsche Volkvermögen zu Beginn dieses Jahres nach zuverlässiger Schätzung das altererbte Vermögen Englands schon um ein Erkleckliches übertrifft und mit seinem schnellen Wachstum bald noch mehr übertreffen wird, so ist es nicht mehr zweifelhaft, wo die größeren wirtschaftlichen Kräfte stecken¹⁾. Fast mit mathematischer Sicherheit läßt sich voraussagen, daß bei fernerm friedlichem Wettbewerb die Lage der englischen Allüberlegenheit im Welthandel gezählt sind.

Die kluge englische Geschäftswelt hat das bald gewittert und schon seit der Mitte der 90er Jahre eine wachsende Unruhe gezeigt. Systematisch vorlegten die Interessenten sich darauf, die öffentliche Meinung aufzuregen und gegen Deutschland aufzuheben. Eine ganze Reihe von Tagesblättern und Zeitschriften machte sich dies zur Aufgabe: Morning Post, Times und Daily Mail, National Review und Saturday Review. Für die Stimmung, die in diesen Kreisen herrschte, ist ein Artikel bezeichnend, der im September 1897 in der Saturday Review erschien. Hier wurde zum ersten Male ganz offen die Lösung ausgegeben, man solle den Konkurrenten totschlagen, bevor er noch gefährlicher werde. Die Worte sind noch heute wertvoll, weil sie die letzte Ursache des gegenwärtigen

1) Nach den Berechnungen des Direktors der Deutschen Bank, Dr. Helfferich, betrug das deutsche Nationalvermögen im Jahre 1911 etwa 310 Milliarden Mark; 1895 waren es rund 200 Milliarden. Der Zuwachs betrug in letzter Zeit etwa 10 Milliarden im Jahr. Andere sind zu erheblich höheren Ziffern gelangt. Wir halten uns an die vorsichtigste Rechnung. Das englische Vermögen wird auf 230 bis 260 Milliarden geschätzt. Die geringere Volkzahl in England bewirkt, daß dort der Einzelne im Durchschnitt reicher ist, 5100—5800 Mark gegen 4650 Mark in Deutschland.

Krieges entblößen: „England und Deutschland wetteifern auf der ganzen Erde; überall, wo der englische Handelsreisende hinkommt, erscheint auch der deutsche und nimmt den Kampf auf. Ob es gilt eine Eisenbahn zu bauen, ein Bergwerk auszubeuten, den Eingeborenen Fleischkonserven anstatt der Brotfrucht zu verkaufen, immer suchen die beiden einander zuvorkommen. Es ist eine Million von Nadelstichen; sie schaffen zusammen den größten Kriegsfall, den die Welt gesehen hat. Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt wäre, so gäbe es übermorgen keinen Engländer, der nicht entsprechend reicher wäre. Um eine Stadt oder einen Erbananspruch haben Völker jahrelang gekämpft; warum sollen sie nicht um einen jährlichen Handelsgewinn von 250 Millionen Pfund Krieg führen?“ Wollten die Deutschen sich eine Flotte bauen, so würden sie den Schlag, der sie trafe, nur schwerer machen. „Die Schiffe würden bald auf dem Grunde des Meeres liegen, oder als Preisen in englische Häfen eingebracht werden. Hamburg und Bremen, der Kieler Kanal und die Ostseehäfen würden unter den englischen Kanonen liegen und warten müssen, bis die Entschädigung festgesetzt wäre. Wenn wir dann fertig wären, könnten wir zu Frankreich und Rußland sagen: sucht euch Kompensationen aus, nehmt euch von Deutschland, was ihr wollt, ihr könnt es haben. Germaniam esse delendam! Nieder mit Deutschland!“

Noch heute muß jedem Deutschen, der diese von zynischer Habgier eingegebenen, in maßlose Prahlerei gekleideten Worte liest, das Blut in Wallung geraten. Hätten sie sogleich zur Tat geführt, unser aufblühender Handel und Wohlstand wäre schon damals, und dann vielleicht für immer vernichtet worden. Denn er war schußlos; er lag da vor der englischen Kriegsflotte „wie Butter vor dem Messer“.

Die deutsche Flotte Dies erkannt und den Weg zur Sicherung alsbald beschritten zu haben ist das hohe Verdienst Kaiser Wilhelms II., das ihm das deutsche Volk niemals vergessen wird. Eben im Jahre 1897, als die englischen Gesinnungen zum ersten Mal einen so ungeschminkten Ausdruck fanden, wurde dem deutschen Reichstag das Programm zum allmählichen Bau einer Kriegsflotte ersten Ranges vorgelegt und seine Annahme nicht ohne Mühe er-

reicht. Drei Jahre später, als während des Burenkriegs die brutale Durchsuchung eines deutschen Reichspostdampfers durch ein englisches Kriegsschiff den weitesten Kreisen in Deutschland die Augen geöffnet hatte, wurde das Programm erweitert. Seine Durchführung hat uns die Flotte geschenkt, mit der wir heute unter allen Seemächten der Welt an zweiter Stelle stehen, deren Taten bereits den Ruhm der Begründer von Englands Seeherrschaft verdunkeln und auch unsern Segnern Achtung einflößen. Welchen Sinn und Zweck unser Flottenbau hatte und einzig haben konnte, war schon in der begründenden Denkschrift zum Flottengesetz klar und bestimmt ausgesprochen: eine Seemacht zu schaffen, die einen Angriff auf uns zu einem so großen Risiko machte, daß er besser unterlassen wurde. Mit andern Worten: unsere Kriegsflotte hatte nur denselben Bedeutung, zu Angriffszwecken sollte sie selbst nach der Vollendung nur etwa halb so stark wie die englische — niemals gebraucht werden. Daß dem wirklich so sei, hat ein Staatsmann des britischen Reiches, der frühere Ministerpräsident von Kanada, Sir Wilfried Laurier, noch im vergangenen Jahre bestätigt, indem er dem Antrag auf Bau von Kriegsschiffen für das Mutterland mit der Begründung entgegentrat, es sei nicht wahr, daß England durch die deutschen Flottenbauten bedroht werde; Deutschland brauche eine große Flotte, weil es einen großen Handel entwickelt habe, den es schützen müsse.

Englands
Reinigkeit Das haben die Minister Englands ebensogut gewußt wie seine übrigen verantwortlichen und unverantwortlichen Politiker, soweit sie überhaupt für Tatsachen und Wahrheit noch zugänglich sind. Sie wußten sehr wohl, daß unsere Flotte gar keine andere Aufgabe haben konnte, als unseren Handel gegen englische Angriffe zu schützen. Wenn sie trotzdem die Welt mit dem Geschrei über Deutschlands Angriffspläne erfüllt haben, so legten sie der Wahrheit, die sie selbst am besten kannten, eine Maske an, um die Unwissenden zu erschrecken. Sie konnten nicht verhindern, daß hier und da trotzdem das wahre Antlitz ihrer Gedanken und Absichten hervorschaute. Das aber war nichts anderes, als daß England gerade den bewaffneten Schutz unseres wachsenden Handels nicht dulden wollte, weil eben dieser Handel

ihm immer mehr ein Dorn im Auge war, und weil es die Möglichkeit nicht preisgeben mochte, ihm bei gelegener Zeit nach dem Rezepte der Sarturday Review ein Ende zu machen. Warum hatte man denn das Vorhandensein einer französischen Kriegsflotte, sogar einer beträchtlich stärkeren als es die deutsche in ihren Anfängen war, nicht als Bedrohung Englands aufgefaßt? Weil der abnehmende Anteil Frankreichs am Welthandel dem englischen Geschäft keine Besorgnis einflößte. So hätte auch die deutsche Flotte den Staatsmännern Englands keine schlaflose Nacht bereitet, wäre hinter ihr nicht der rasch anwachsende deutsche Welthandel sichtbar geworden. Darum war jedes neue Kriegsschiff, das auf einer deutschen Werft gebaut wurde, eine Bedrohung Englands; nicht der Insel, die diesen Namen führt, sondern des englischen Weltreichs, das sich rühmt, die Meere zu beherrschen, und dessen breitestes Fundament die Herrschaft über das Weltmeer und den Welthandel ist. Diese Herrschaft aber duldet, so wie sie nun einmal von den Engländern selbst verstanden wird, schlechterdings keinen Mitbewerber, nicht einmal einen schwächeren, geschweige denn einen, der sich zu gleicher Größe auswaschen könnte. Sie will allein und ungestört sein, keine Rücksichten nehmen, alle künftigen möglichen Nebenbuhler ortbannen oder niederschlagen, weil sie das sehr deutliche und sehr begründete Gefühl hat, daß sie, einmal überwunden oder ernsthaft geschwächt, für immer untergehen könnte. Herrscherstolz und Geschäftsgeist reichen sich die Hände in dem Anspruch, daß England und England ganz allein das Meer beherrsche.

Diese Denkweise ist gegenüber dem deutschen Flottenbau schon früh und oft geäußert worden. Mit einer Unverblümtheit, die nur in der englischen Presse möglich ist, bezeichnete im Oktober 1904 die amtliche „Army und Navy Gazette“ es als „unerträglich, daß England allein durch das Vorhandensein einer deutschen Flotte gezwungen werde, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, deren es sonst nicht bedürfen würde“. Ebenso offenherzig sprach im Februar 1905 ein Unterstaatssekretär des Marineamtes, Arthur Lee, sich dahin aus, man müsse „mit Sorge, wenn auch nicht mit Angst auf die Nordsee blicken“. Er knüpfte daran den liebenswürdigen Vorschlag, die englische Kriegsflotte sei so zu verteilen, daß bei Ausbruch eines Krieges

die deutsche Flotte vernichtet wäre, ehe die Kriegserklärung bekannt würde, so daß die Deutschen eines Tages beim Morgenlaffe in der Zeitung lesen könnten, daß sie eine Flotte gehabt hätten.

Man muß gestehen, daß diese Denkweise an sich folgerichtig war und daß sie auch den alten Ueberlieferungen der britischen Politik entsprach. Seit Cromwells Zeiten hat England stets den Grundsatz befolgt, den Staat, der seinem Handel und seiner Ausbreitung zur See am meisten im Wege war, im Kriege zu überwinden. So hatte man es zuerst mit Holland, dann mit Frankreich gemacht. Jetzt war ein neuer Rivale in Deutschland entstanden, jetzt mußte nach englischen Begriffen an Deutschland die Reihe kommen, niedergeworfen zu werden. Daß der Versuch nicht längst unternommen wurde, ist dem Vorhandensein gewisser Hemmungen zuzuschreiben, die erst allmählich überwunden werden konnten.

Hemmungen Am wenigsten, ja vielleicht gar nichts bedeuteten dabei die Sympathien für Deutschland, die in manchen Kreisen des englischen Volkes, vor allem unter den Intellektuellen, zweifellos vorhanden sind. Denn diese Kreise sind dort in der Politik völlig einflußlos. Mehr bedeutete die überlieferte Abneigung der englischen Gesellschaft gegen jeden Krieg mit einer europäischen Macht; am allermeisten das Interesse der englischen Geschäftswelt, die in Deutschland ihren besten, mit jedem Jahre zahlungsfähigeren Käufer und ihren zweitbesten, ebenfalls von Jahr zu Jahr leistungsfähigeren Lieferanten sah. Die Tatsache, daß Deutschland unter den auswärtigen Staaten, nach denen England exportiert, an erster Stelle steht, und daß es als Importquelle nur von den Vereinigten Staaten übertroffen wird, daß also der englische Handel am Gedeihen des deutschen Konkurrenten im höchsten Maße interessiert war, hat uns lange Jahre hindurch am wirksamsten gegen einen kriegerischen Angriff von England geschützt ¹⁾.

1) Die Zahlen sind schon oben S. 28 in anderer Ordnung angegeben und mögen hier dem Zweck entsprechend nochmals gruppiert werden. 1912 exportierte England nach Deutschland für 59 572 000 £, nach den Vereinigten Staaten für 64 637 000 £; 1913 ist der Export nach Deutschland auf 60 573 000 £ gestiegen, der nach den Vereinigten Staaten auf 59 563 000 £

Zu alledem kam, daß die englische Politik, um eine offen feindselige Richtung gegen Deutschland einzuschlagen, ihre eingewurzelten Ueberlieferungen aufgeben und sozusagen ihr ganzes hundertjähriges Konzept zerteilen mußte. Daß ein Krieg gegen Deutschland ohne festländische Bundesgenossen keine Aussichten bot, lag auf der Hand. Die starke Landmacht mußte auch zu Lande überwunden werden. In dieser Lage hatte sich England von jeher allen seinen Gegnern und Rivalen gegenüber befunden. Immer war es, bei seiner eigenen militärischen Schwäche, genötigt gewesen, festländische Bundesgenossen anzuwerben; oder, wie der Premierminister Arthur Balfour 1905 es ausdrückte: England bedarf eines Wegens auf dem Festland, den es nach Belieben aus der Scheide ziehen kann. In dieser Weise hatte es sich in früheren Zeiten Frankreichs gegen Holland, Oesterreichs gegen Frankreich, Preußens gegen Frankreich und Oesterreich, zuletzt Rußlands, Preußens und Oesterreichs gegen Napoleon bedient. Gegenüber dem neuen Deutschen Reiche stand ihm Frankreich jeden Augenblick zur Verfügung, es wartete ja sehnsüchtig auf den Ruf. Aber Frankreich allein war der Aufgabe nicht gewachsen, man mußte also schon seinen Bundesgenossen, Rußland, mit einstellen. Das aber hieß, alles verleugnen, was seit drei Menschenaltern als feststehender Grundsatz der englischen Weltpolitik gegolten hatte.

7

March VII. Es ist die Frage, ob die verantwortlichen Leiter der englischen Politik den Mut zu diesem Schritt so bald gefunden hätten ohne die stille aber mächtige Einwirkung eines Faktors, der nach dem offiziellen Staatsrecht Englands eigentlich gar keinen Einfluß, viellecht nicht einmal eine eigene Meinung besitzen sollte: des Königs. An der vollständigen Wendung, die sich seit Beginn des Jahrhunderts in der Haltung Englands gegenüber allen großen Fragen der Weltpolitik vollzog, haben verschiedene Kräfte und mancherlei Personen mitgearbeitet, aber niemand eifriger und gesunken. Importiert wurde aus Deutschland 1912 für 70 048 000 £, 1913 für 80 511 000 £, aus den Vereinigten Staaten 1912 für 134 579 000 £, 1913 für 141 706 000 £.

erfolgreicher als König Edward VII. Was diesen Mann mit der ausgeprägten Verbrechernatur, der unfehlbar im Zuchthaus geendet hätte, wäre er nicht für den Thron bestimmt gewesen — was ihn zu dem konsequenten, unerbittlichen Feinde Deutschlands gemacht hat, als der er sich bald vor aller Welt offenbarte, soll hier nicht erörtert werden. Eingeweihte oersichern, daß das Bedürfnis nach persönlicher Rache an seinem kaiserlichen Neffen dabei zum mindesten eine sehr große Rolle gespielt habe. Sicher ist, daß mit dem Regierungsantritt Edwards VII. eine neue Epoche in der englischen Politik beginnt. Die Minister, mit denen der König es zu tun hat, sind schwache Epigonen. Der erfahrene Meister in der Kunst der Menschenbehandlung hat es nicht schwer, sie zu überreden, sodah sie nichts weiter sind als seine Werkzeuge. Ob die Konservativen regieren oder die Liberalen, macht gar keinen Unterschied. Die Auslandspolitik bleibt sich gleich; sie ist die Politik des Königs, und ihr eigentlicher Vertreter ist der ständige Reisebegleiter Sr. Majestät, Sir Charles Hardinge, heute Lord Hardinge und Vizekönig von Indien. Mit den Gedanken Edwards VII. erfüllen sich Arthur Balfour, der konservative Premier, und sein Auslandskollege Lord Lansdowne, übrigens der Sohn einer Französin. Dieselben Gedanken übernimmt, da jene im Dezember 1905 gestürzt werden, das liberale Kabinett wie eine unumstößliche Wahrheit. Ja, die liberalen Minister als die hohleren Köpfe und schwächeren Persönlichkeiten scheinen der Macht der königlichen Suggestion noch rüdhaltloser oersfallen. Was Balfour und Lansdowne begonnen, das führen Asquith, Grey und Churchhill mit oerdoppeltem Eifer fort. Sie alle sind mit ihrer Geistesarmut und Unwissenheit wie leere Töpfe, die der König nach Belieben mit dem Stoff ausfüllt, der ihm gut dünkt. Längst ist der Hexenmeister tot, der sie verzaubert hat, und immer stärker wirken seine Sprüche, wirkt das Gift, das er gestreut hat, bis die Saat eines Tages blutig aufgeht.

^{England}
^{und}
^{Frankreich} Ein Kinderspiel war die Anknüpfung mit Frankreich. Seit 1898 führte hier die Geschäfte der auswärtigen Politik der Mann, der mehr als jeder andere Anspruch darauf hat der Vater des jehigen Krieges zu heißen: Theophil Delcassé. Von unscheinbarem Neuhern und wirkungsloser Rede, aber eifrig, un-

ermüdetlich und erschlagen, erscheint der heißblütige Südländer — er stammt aus Pamiers in der Gascogne — als die Fleisch gewordene Renanche-Beze; bereit alles zu tun und alles zu dulden, um den Rachekrieg gegen Deutschland herbeizuführen.

^{Fischoda} Kaum hatte er sein Amt angetreten, so kam er in den Fall, seine Gefinnung zu erproben. Die mancherlei Reibungen und Konflikte, die zwischen England und Frankreich auf dem Gebiete der Kolonialpolitik längst spielten, führten im September 1898 zu einem scharfen Zusammenstoß, als General Kitchener von Aegypten aus, nach Vernichtung des Mahdi, den Nil aufwärts rückend in der Provinz Fashoda eine französische Truppe unter einem Hauptmann Marchand antraf, die vom Senegal hergelommen war und die französische Flagge gehißt hatte. Die schroffe Art, in der die Engländer den Rückzug der Franzosen erzwangen, war beleidigend und die Empörung in Frankreich begreiflich. Einen Augenblick drohte der Streit zum Kriege zu führen; schon lag die englische Flotte angriffsbereit im Kanal. Statt dessen kamen im Januar und März 1899 Verträge zustande, in denen Frankreich sich bei Abgrenzung seiner Besitzungen in Zentralafrika den englischen Ansprüchen vollständig unterwarf. Die Folge des Konflikts war eine unverkennbare Annäherung. Das war die erste Tat Delcassés, der von nun an ein stets wachsendes Ansehen in Frankreich in Sachen der äußeren Politik gewann.

Ihm reichte König Edward die Hand. Die vorhandenen Reibungen und Gegensätze sollten aufgehoben, die Bahn freigemacht werden für ein einträchtiges Zusammengehen auf das gemeinsame Ziel. Schon 1903 war der erste Vertrag fertig, in dem Frankreich und England übereinkamen, alle ihre Streitigkeiten einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Ein Jahr später reifte die volle Frucht, das Abkommen, das alle schwebenden Fragen regelte, alle streitigen Grenzen ordnete (8. April 1904). Das Wichtigste darin war, daß Frankreich die letzten Einwendungen gegen die Stellung Englands in Aegypten fallen ließ und dafür die Erlaubnis erhielt, Marokko sich anzueignen. Später hat man erfahren, daß bereits damals die englische Regierung zugesagt hat, Frankreich bei einem Kriege gegen Deutschland mit bewaffneter Macht zu



unterstützen. Das Ganze nannte sich Entente cordiale, herzliches Einvernehmen; also der Form nach weniger als ein Bündnis — ein solches hätte nach englischen Gewohnheiten nicht geheim bleiben können — in Wirklichkeit aber mehr.

Italien Schon bevor dieser Vertrag zustande gekommen, hatte die beginnende englisch-französische Eintracht einen Erfolg auf Kosten Deutschlands zu verzeichnen gehabt: Italien war ihm entfremdet und im Stillen auf die andere Seite hinübergezogen worden. Im Jahre 1901 war hier der sogenannte Dreibund mit Deutschland und Oesterreich wieder auf die üblichen 10 Jahre verlängert worden. Aber die Art, wie erst Delcassé in der französischen, dann der damalige italienische Außenminister Prinetti in der römischen Abgeordnetenkammer darüber sprachen, bewies zur Genüge, daß das Bündnis nicht mehr den alten Wert, vielleicht nicht einmal mehr den alten Wortlaut hatte. „Das deutsch-italienische Bündnis richtet sich weder direkt noch indirekt gegen Frankreich“ ließ sich Herr Delcassé vernehmen, und Herr Prinetti reagierte im gleichen Ton: „Der Dreibund hindert uns nicht, mit andern Mächten Verträge zu schließen, er hat auch nichts Aggressives gegen Frankreich und kann folglich kein Hindernis für die Erhaltung und Fortentwicklung herzlicher Beziehungen zu Italiens lateinischem Schwester Volk sein. An dem Tage, an dem die beiden Mächte die Fragen einer gründlichen Prüfung unterzogen, die sie im Mittelmeer zu trennen schienen, kamen sie zu der Ueberzeugung, daß ihre Interessen leicht zu vereinigen seien.“ Was diese Worte bedeuteten, hat man inzwischen erfahren. Italien hatte endgültig seine Hoffnungen auf Tunis aufgegeben, und war dafür durch die Erlaubnis zur Eroberung von Tripolis entschädigt worden, die es freilich erst 1911 auszuführen Gelegenheit fand. Ob dies ein wirklicher Ausgleich der Interessen, ob es für Italien nicht nur ein Trintgeld war, mögen die Italiener für sich ausmachen. Sie können selbst nicht glauben, daß der dürftige Küstenstrich in dem entfernten Tripolis einen Ersatz bietet für das Land, das im Altertum erst der Boden der Großmacht Karthago, dann die Kornkammer Roms war; das nur einige Stunden von der Südwestspitze Siziliens entfernt ist; das seit langem das Ziel einer lebhaften italienischen Auswan-

zung bildet und von Rechtswegen eine italienische Kolonie unter französischer Herrschaft heißen müßte; dessen Kriegshafen Biserta zum Ueberfluß die französische Festungskette oerantert, die von Toulon über Korsika laufend die Westküste Italiens umspannt. Sicher ist soviel, daß seit 1902 Frankreich wieder mehr und mehr die politische Vormacht Italiens wurde, wie es seine geistige Vormacht von jeher gewesen war.

^{Marokko}
¹⁹⁰⁶ Das sollte sich bald zeigen. Als Deutschland den Schlag zu erwidern unternahm, den der englisch-französische Vertrag ihm und seinen starken, durch frühere Verträge geschützten wirtschaftlichen Interessen in Marokko zufügte, als Kaiser Wilhelm II. im März 1905 in Tanger landete und durch sein Verhalten deutlich zu verstehen gab, daß er die Unabhängigkeit des Landes auch weiterhin anerkenne, da brach zwar in dem obllig ungerüsteten Frankreich zunächst eine Panik aus, und das Ministerium beeilte sich, den Kollegen Delcassé, der das Land in diese Krisis gestürzt hatte, auszuschniffen. Wenn irgendwo, so ist hier der ehrliche Wille Deutschlands zum Frieden handgreiflich bewiesen worden. Hätten wir die Absicht, über unsere Nachbarn herzufallen, die man uns andichtet, wirklich gehabt, niemals wäre die Gelegenheit dazu günstiger gewesen, da Frankreich nicht vorbereitet, Rußland noch vom japanischen Kriege angegriffen und durch die Revolution im Innern gelähmt war. Aber die Regierung Kaiser Wilhelms II. wollte es wegen Marokko nicht zum Kriege kommen lassen; sie begnügte sich mit einer Regelung der Frage durch eine internationale Konferenz. Und da erlebte man das Schauspiel, daß bei der Abstimmung über die wichtigste Frage Deutschland und Oesterreich-Ungarn allein blieben, während Italien sich auf die Seite Englands und Frankreichs stellte.

Die Konferenz von Algeciras bot aber noch ein anderes Schauspiel, das ebenso neu und nur noch viel bedeutsamer war: da auch Rußland sich den beiden Westmächten anschloß, trat zum ersten Male der Fall ein, daß England und Rußland in einer europäischen Angelegenheit zusammengingen.

^{Englisch-russischer}
^{Vertrag 1907} Es hätte ein vereinzelter Fall sein können, aber es war der Anfang eines neuen Systems. Schon ein Jahr später (1907) war ein Vertrag fertig, der alle schwebenden



Differenzen zwischen den beiden Mächten in Asien aus dem Wege räumen sollte. Was davon bekannt wurde, betraf Persien. In dem politisch oerkommenen Lande hatte Rußland längst nach der Herrschaft getrachtet, England ihm wie überall widerstrebt, getreu seinem Grundsatz, Rußland in Asien nicht noch stärker werden zu lassen und ihm den Weg nach dem Indischen Ozean zu sperren. Das gab man jetzt auf und begnügte sich mit einer Teilung des Landes, dergestalt, daß der Norden Rußland, der Süden England zufallen, die Mitte unabhängig bleiben sollte. Kenner des Landes erklärten sofort, daß bei diesem Geschäft der Löwenanteil Rußland zugefallen sei. Es bekam nicht nur das viel größere Gebiet, sondern auch das wertvollere (305 000 englische Quadratmeilen mit 6,9 Mill. Bewohnern und 6 Mill. Mark Steuerertrag, gegen über 137 000 Quadratmeilen mit 690 000 Bewohnern und 1 Mill. Mark Steuern), dessen Besitz ihm mit der Zeit ganz Persien unterwerfen mußte. So ist es denn auch gekommen. Binnen kurzem waren die Russen Herren der persischen Regierung, und England mußte zusehen, wie der russische Handel in Persien den englischen mit Riesenschritten überholte ¹⁾).

^{Zerlegung der Erde} Was die Oeffentlichkeit von dem Inhalt des russisch-englischen Vertrags erfuhr, war indes nur ein Teil und bei weitem nicht der wichtigste. Die Einigung über bis dahin streitige innerasiatische Fragen hatte, wie sich bald zeigen sollte, nur den Boden ebnen sollen für ein gemeinsames Vorgehen beider Mächte an einer andern Stelle. Am 9. Juni 1908 tauschten Zar Nikolaus und König Edward bei einer Begegnung vor Neapel andeutungsreiche Tischreden, die in eingeweihten Kreisen sofort verstanden wurden. Es handelte sich um den Plan einer Aufteilung der Türkei, zu dem England und Rußland sich geeinigt hatten. Was Nikolaus I. schon im Jahr 1853 oergeblich erstrebt hatte, als er dem englischen Botschafter vorschlug, man wolle für das Leichenbegängnis des sterbenden kranken Mannes sorgen, das war nun gelungen. England hatte einen weiteren Grundsatz seiner Welt-

1) 1912/3 beziffert sich der russisch-persische Handelsverkehr in Ein- und Ausfuhr zusammen auf 12,6 Mill. £, der englische auf 4,1 Mill., jener verhält sich also zu diesem wie 3: 1. 1901/2 war das Verhältnis 4:3 gewesen.

politik geopfert, indem es die Türkei fallen ließ und sich begnügte, aus ihrem Untergang seinen Vorteil zu ziehen.

^{Aegypten} Die Zeiten waren allerdings vorüber, wo England in der Integrität und Unabhängigkeit des türkischen Reiches sein eigenes Interesse sah. Einen dauernden Gegensatz hatte zuerst die englische Besitzergreifung von Aegypten im Jahre 1882 geschaffen. Denn obwohl eine wirkliche Herrschaft des Sultans am Nil längst nicht mehr bestanden hatte, so waren doch andere Beziehungen nationaler und religiöser Art stets lebendig geblieben, und noch 1877 im Kriege gegen Rußland hatten ägyptische Truppen unter den Fahnen des türkischen Sultans gekämpft. Das alles hörte von selbst auf oder war doch gestört, wenn Engländer in Aegypten regierten. Es kam aber noch anderes und Größeres hinzu.

In früheren Zeiten war es Grundsatz der britischen Eroberungspolitik gewesen, vorhandene wichtige Verkehrsstraßen der eigenen Herrschaft zu unterwerfen. Die technischen Mittel der Neuzeit erlaubten es, diesen Satz umzukehren: Verkehrsstraßen zu schaffen, die die Eroberung eröffnen und fördern.

^{Kap-Kairo-Railway} Seit 20 Jahren schon war die Welt mit dem grandiosen Plan einer Durchquerung Afrikas von Süd nach Nord vertraut. Die Bahn vom Kap nach Kairo, die natürlich ganz in englischem Besitz sein und nur durch englisches Land führen müßte, sollte Afrika zu einem englischen Kontinent machen, an dessen nördlichen und westlichen Küsten die Kolonien anderer Mächte eben noch geduldet sein würden. Noch war von der Ausführung nicht ernsthaft die Rede, aber schon schweifte die weltverobernde Phantasie englischer Ingenieure und Politiker weiter. An die Linie vom Kap nach Kairo sollte sich eine zweite anschließen, die von Kairo nach Damaskus oder Beirut, von dort über Palmyra nach Bagdad führen und von hier aus ihre Fortsetzung durch Südperien nach Ostindien erhalten würde, um in Kalkutta zu münden. Auch hier sollte die Verkehrsstraße zur Unterwerfung der von ihr durchzogenen Länder führen. Waren beide Linien zustande, so war der Indische Ozean von der Spitze Südafrikas bis zur Straße von Malakka und bis nach Australien von einer Kette britischer Besitzungen umgeben, ein

englisches Meer. Als Hindernisse stellten sich in den Weg einmal die südafrikanischen Besitzungen des deutschen Reiches und der belgische Kongostaat, die den Reisen britischer Herrschaft in Zentralafrika in unangenehmer Weise unterbrachen; sodann die türkische Herrschaft in Syrien, Arabien und Mesopotamien. Vollends dah seit 1902 die Türkei mit deutschem Gelde die Bahn von Konstantinopel nach Bagdad nebst ihren Ausläufern nach Syrien und Arabien baute, war eine empfindliche Störung der britischen Projekte. Ein solches Eisenbahnnetz diente mehr noch als zur wirtschaftlichen Erschließung des Landes zur administrativen und militärischen Festigung des türkischen Reiches. Eine türkische Mobilmachung bekam erst dann einen rechten Sinn, wenn die abgelegenen südlichen Provinzen mit dem Kernland Kleinasien und der Hauptstadt durch moderne Verkehrswege verbunden waren. Deutschland und die Türkei also stellten sich der Unterwerfung des südöstlichen Viertels der Erdkugel unter englische Herrschaft in den Weg.

^{Englands}
^{Vertheil?} Dies erklärt, dah in den Beziehungen Englands zur Türkei seit dem neuen Jahrhundert eine merkbare Veränderung eintrat. Der Vertrag von 1878, durch den England dem Sultan seine asiatischen Besitzungen verbürgte, entsprach nicht mehr der Lage der Dinge. Aber von da bis zum englisch-russischen Teilungsplan von 1907/8 ist doch ein weiter Weg. In früheren Zeiten hätte England sein Ziel zu erreichen gesucht und auch verstanden ohne fremde Hilfe und ohne dah andere dabei profitierten. Am wenigsten hätte es eine Vergrößerung Rußlands auf Kosten der Türkei zugelassen, die dazu führte, dah England und Rußland auf weite Strecken eine gemeinsame Grenze bekamen. Die britischen Staatsmänner von 1907 schreckten davor nicht mehr zurück. Wie der Teilungsplan im einzelnen lautete, ist Geheimnis. Es scheint jedoch — die gegebenen Verhältnisse lassen das auch einleuchtend erscheinen — dah England zu Südpersien noch Mesopotamien und Arabien, Rußland die östliche Hälfte Kleasiens bekomme, Armenien und Kurdistan, hier also an das England vorbehaltene Mesopotamien grenzen sollte. Es liegt auf der Hand, dah auch bei diesem Plan, genau wie bei der Teilung Persiens, Rußland das größere Los ziehen würde. Die Gebiete, die ihm zugedacht waren,

bilden die natürliche Fortsetzung russischer Territorien und wären mit leichter Mühe zu besetzen und zu behaupten. Was England bekommen sollte, waren Zukunftswerte, deren Verwirklichung ungeheuren Aufwand an Arbeit und Kapital erforderte und leicht auf starke Widerstände an Ort und Stelle stoßen konnte.

Rußensuchen der Balkanfrage Der Anstoß zur Aufteilung der Türkei sollte gegeben werden durch Aufrollung der Balkanfrage. Sie hatte während der Jahre, wo Rußland seinen ostasiatischen Plänen nachging, vor der Öffentlichkeit geruht. In der Stille freilich hatte die russische Diplomatie eifrig und wirksam gearbeitet. In Serbien war durch die Ermordung des Königspaars und die Erhebung der Dynastie Karageorgewić der russische Einfluß herrschend geworden (1903). In Bulgarien hatte Fürst Ferdinand, um sich zu befestigen, seine Ausöhnung mit Rußland vollzogen. Aber positiver Gewinn war daraus noch nicht erwachsen. Nun sollten die Früchte gepflückt werden. Durch Aufteilung auch der europäischen Provinzen der Türkei unter die Balkanstaaten sollte die türkische Macht verschwinden, und Rußland hätte als Beschützer der verbündeten Balkanvölker endlich das Ziel erreicht, nach dem es seit Katharina II. so eifrig strebte. Dazu bot England die Hand!

Englands Beobachtung durch Rußland Als um die Wende des Jahrhunderts von einem möglichen Bündnis zwischen England und Deutschland die Rede war, tat Joseph Chamberlain einmal den berühmten Ausspruch: wer mit dem Teufel essen wolle, müsse einen langen Löffel haben. In ihren Abmachungen mit Rußland hatten die englischen Minister sich in der Tat mit dem Teufel zu Tische gesetzt. Ob sie wirklich überzeugt waren, daß der Löffel, den sie führten, lang genug sei? Vor der Öffentlichkeit gaben sie sich den Anschein, als sei die Hauptgefahr, die früher von Rußland gedroht hatte, verschwunden, die Möglichkeit nämlich eines russischen Angriffs auf Indien. In Rußland selbst, meinte Lord Curzon, der frühere Vizekönig des Landes, dächten jetzt nur noch Phantasten an eine Eroberung Indiens. Mächtige Erwägung hätte den hochedlen Lord wie jedermann davon überzeugen können, daß Rußland allenfalls wohl auf Eroberung von Indien, aber niemals auf einen Zugang zum Persischen

Meerbusen und Indischen Meer verzichtet werde, und zwar um so weniger, je weiter es südwärts vordränge, weil es hier wie überall bei seinen Eroberungen auf der Jagd nach der Küste nicht haltmachen kann, ehe das Ziel erreicht ist. Eine etwas bessere Kenntnis der Geschichte, als englische Politiker sie besitzen, lehrt überdies, daß Mesopotamien zu allen Zeiten, sobald es die Grenze zwischen starken Mächten bildete, der Zankapfel der Nachbarn in Nord und Süd, West und Ost gewesen ist. Ein Blick auf die Karte endlich zerstreut jeden Zweifel darüber, daß auch Rußland, einmal Herr im östlichen Kleinasien, alsobald den Weg nach Mesopotamien einschlagen würde, dem Laufe des Euphrat folgend, der in Armenien entspringt. Daß es von Armenien aus, ganz wie vor Jahrhunderten das altarmenische Reich, den nächsten Zugang zum mittelländischen Meer im Golf von Alexandrette finden würde, darüber hat ohnehin nie ein Zweifel bestanden.

Man soll von niemand mehr verlangen, als er geben kann, und auch von englischen Ministern nicht Kenntnisse und Gedanken fordern, die sie nun einmal nach den Anschauungen ihres Landes nicht nötig haben. Aber auch ein englischer Politiker, wenn er sich anheißig macht, auswärtige Geschäfte zu führen, mußte aus der diplomatischen Geschichte der letzten hundert Jahre wissen, daß Rußland sich an Verträge noch niemals gebunden hat und niemals binden wird. Darum war es vom englischen Standpunkt aus unter allen Umständen äußerst gewagt, dem russischen Nachbar Stellungen einzuräumen, die ihn zum Weitergehen förmlich herausforderten, und ihm kein anderes Hindernis in den Weg zu stellen als beschriebenes Papier und geheime Verabredungen. Die Erfahrung hat das ja seitdem auch bestätigt, und Sir Edward Grey, der die Verträge von 1907 unterschrieb, hat in vertraulichem Gespräch kein Hehl daraus gemacht, daß ihm seine Beziehungen zu Rußland manche Sorge bereiteten, weil die Russen einfach nicht Wort halten.

Englands
Erfahrung Die Wahrheit ist, daß dieses neue Vertragsverhältnis in jeder Beziehung höchst unnatürlich war, und daß es um seiner selbst willen niemals geschlossen worden wäre. Möglich war es überhaupt nur, weil in England unter dem Einfluß der geschäftseidischen Pressehege auf der einen, der Ueberredungen König Edwards

auf der andern Seite die Ansicht zur Herrschaft kam, daß zur Zeit Deutschland eine größere Gefahr für das britische Reich bedeute als selbst Rußland. Wer näher zusieht, erkennt bald, daß dies alles, vom Standpunkt britischer Ueberlieferungen betrachtet, nichts anderes ist als eine Abdankung. Bis zum Jahr 1907 war es oberster Glaubenssatz der englischen Politik gewesen, die anderen Mächte gegeneinander auszuspielen, um selbst die Herrschaft über alle zu behaupten. Dieser Satz war aufgegeben. Statt seiner bequeme man sich zu der Einsicht, daß es nötig sei, vor einem der beiden Rivalen zurückzuweichen, um seine Hilfe gegen den andern zu erkaufen. Die Frage war nur, für wen man sich entscheiden solle, ob für den, der das Reich mit Eroberungen bedrohte, oder für den, der im friedlichen Wettbewerb gefährlich war.

Die öffentliche Meinung Deutschlands vor den Wahlen

Nicht an einem Tage ist es gelungen, die öffentliche Meinung Englands für das Zusammengehen mit dem alten Erbfeind kirre zu machen. Hier ist es, wo die Künste Edwards VII. ihren Trumph feierten. Mit teuflischem Geschick verstand er, der doch nichts anderes als Krieg und Eroberung im Schilde führte, sich der Friedensidee zu bemächtigen und sie für seine Zwecke auszunutzen. Dadurch wurde er, über dessen moralische Eigenschaften niemand im Zweifel war, dem englische Zeitungen früher einmal nahegelegt hatten, auf die Krone zu verzichten, binnen kurzem der Abgott der frommen Engländer, ja vielleicht der populärste König, den England seit Menschengedenken gesehen hatte. Dem englischen Philister wußte man einzureden, der Weltfriede sei durch Deutschland bedroht und werde nur durch die angestrengten Bemühungen des eigenen Königs gerettet. Das waren die Jahre, wo ein englischer Unterstaatssekretär des Marineamts die dreiste Behauptung aufstellen konnte, die einzige ernste Bedrohung des Friedens sei — die deutsche Flotte (1904). Mit allen Mitteln einer obllig strupellosen Preshagitation wurden diese Vorstellungen täglich und stündlich dem naiven englischen Zeitungsleser eingeflöht. Das Hauptoerdiens erwarb sich dabei ein gewisser Harnsworth, der Gründer der schmierigen Massenblätter Daily Mail, Evening News und Daily Mirror, der später auch die Times erwarb und mit den Methoden seines ganz amerikanischen

Betriebes nach und nach die gesamte kleinere Provinzpresse unter seine Botmäßigkeit brachte. Die Regierung hat seine hohen vaterländischen Verdienste 1905 durch seine Erhebung zum Lord Northcliffe belohnt. Bei dem ungeheuren Einfluß, den die englische Presse und ihr weltumspannender Nachrichtendienst in allen Ländern besitzen, und bei dem Eifer, mit dem ihr von führenden Blättern in Paris und Petersburg sekundiert wurde, war es nicht schwer, auch im Ausland die Legende zur Herrschaft zu bringen, Deutschland mit seinem reaktionären Militarismus sei das einzige Hindernis des ewigen Friedens.

Eine spätere Zeit, vor der die Alten offen daliegen werden, wird Mühe haben zu begreifen, wie dieses freche Lügengewebe auch nur bei einem Duzend schwacher Köpfe einen vorübergehenden Glauben finden konnte. Wir, die Zeitgenossen, stehen vor der beschämenden Tatsache, die einen wohl an der politischen Urteilsfähigkeit sonst normaler Menschen zweifeln lassen könnte, daß die öffentliche Meinung des Auslands sich wirklich nun schon bald zehn Jahre lang von einer so plumpen Fälschung hat irreführen lassen, ja daß es sogar in Deutschland selbst naive Gemüter gab, die auf dieses giftige Gezißte hörten und geneigt waren, die Politik des Deutschen Reiches für die anhaltende kriegerische Spannung verantwortlich zu machen.

8

Triple Entente
und Kriegserklärung
1905

So stand denn die Welt seit dem Sommer 1908 vor der neuen Gruppierung der Mächte: dem alten Dreibund Deutschland-Oesterreich-Italien hatte sich ein neuer Dreibund oder, wie er sich heuchlerisch überschämt zu nennen liebte, eine Triple-Entente England-Frankreich-Rußland gegenübergestellt. Wir wissen heute, daß schon damals der Krieg dicht vor der Tür gestanden hat und nur durch den unerwarteten Ausbruch der türkischen Revolution verhindert worden ist, die den Ballanfragen plötzlich ein anderes Gesicht gab. Darauf war man nicht eingerichtet, und die reformierte Türkei zeigte zunächst eine so grenzenlose Hingebung an England, daß man die Aufteilungspläne einstweilen zurücktreten ließ. Um ihnen wieder näher zu kommen, bedurfte es neuer Anstalten.

Sie waren das Werk eines Mannes, der seit 1906 die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Petersburg in die Hand bekommen hatte. A. P. Iswolsti, hervorgegangen nicht aus der regelmäßigen diplomatischen Laufbahn, sondern aus der Stellung eines diplomatischen Agenten, die sich zu der des wirklichen Diplomaten verhält wie etwa der Wucherer zum Bankier, verfügte dieser ehrgeizige Streber neben einem ungewöhnlichen Talent zur Intrigue auch über die erforderliche Strupellosigkeit. Sein Pian war, die Balkanstaaten unter russischem Schutz zu einem Bunde zu vereinigen, der sich ebenso gegen die Türkei wie gegen Oesterreich lehnte.

Da blühte ihm zunächst ein offenkundiger Mißerfolg. Als Oesterreich aus der Umwandlung des türkischen Staates die Nutzenanwendung zog, daß es die seit 1878 nur besetzten Provinzen Bosnien und Herzegowina seinem Staatsgebiet einverleibte, und als Serbien dagegen stürmischen Protest erhob, weil ihm damit die letzte Hoffnung abgeschnitten wurde, an dieser Stelle das Meer zu erreichen, da machte Herr Iswolsti zunächst Miene, sich Serbiens annehmen zu wollen. Aber vor der Festigkeit Oesterreichs und vor der sehr bestimmten Erklärung Deutschlands, daß es im Kriegsfall auf die Seite Oesterreichs treten werde, wich Nikolaus II. zurück. Längere Zeit waren damals die Beziehungen zwischen Petersburg und Wien abgedrochen, und die öffentliche Meinung in Rußland zeigte sich so erregt über diese „Niederlage der slawischen Sache“, daß der erfolglose Minister sich aus seinem Amte in die Pariser Botschaft zurückziehen mußte. Von hier aus hat er es dann freilich verstanden, seine Pläne besser zu fördern. Im Sommer 1912 kam der Bund der Balkanstaaten wirklich zustande, im Herbst drach der Krieg gegen die Türkei aus, der zunächst der europäischen Macht des Sultans ein Ende bereitete, dann aber mit der Entweigung der Bundesgenossen, der Niederwerfung des siegreichen Bulgariens durch Serbien und Griechenland und einer teilweisen Wiederherstellung des türkischen Besitzes in Europa endete. Aber die russische Politik gewann dabei wenig oder nichts. Wohl wurde Serbien durch einen beträchtlichen Teil Albaniens vergrößert, aber eine Stärkung bedeutete das nicht, da die Bevölkerung des neu erworbenen Gebietes den Serben größtenteils in Feind-

schaft gegenüberstand. Der heiß begehrte Hafen an der Adria aber blieb ihm wie Montenegro auch jetzt versagt. Darin waren Oesterreich und Italien, mochten sie sonst Rivalen am Adriatischen Meere sein, einig geblieben, und das Ergebnis ihres Zusammenwirkens war die Schaffung eines eigenen Fürstentums Albanien, das den Serben den Weg zum Meer im Süden ebenso wie das österreichische Bosnien im Norden versperrte. Wir erinnern uns noch, wie es um dieser Frage willen — ob Montenegro Stutari, Serbien Durazzo bekommen sollte — um die Jahreswende 1912 auf 1913 fast zum Kriege zwischen Rußland und Oesterreich gekommen wäre, da beide Mächte bereits mobilisiert hatten. Noch einmal wurde das Neuhörste vermieden, hauptsächlich weil Deutschland wieder wie 1909 sehr bestimmt zu verstehen gab, daß es entschlossen auf der Seite Oesterreichs stehe. Das Ergebnis aber war für Rußland ein herber Mißerfolg. Die Schützlinge, Serbien und Montenegro, waren enttäuscht; in Bulgarien, das sich von der russischen Politik um Serbiens willen aufgeopfert sah, machte die russische Partei für immer Bankerott, und an Stelle Rußlands war es Rumänien, das, im letzten Augenblick eingreifend, die Entscheidung herbeiführte und die Führung der Balkanstaaten übernahm. Um was es sich dabei gehandelt hatte, verkündigte ein Artikel des führenden Petersburger Blattes, der „Nowoje Wremja“, im Dezember 1912 mit zynischer Offenheit. Der Streit um den serbischen Hafen an der Adria, so hieß es dort, sei nur ein Vorwand, in Wirklichkeit stehe eine viel größere Frage auf der Tagesordnung. Der Erfolg der Balkanstaaten (d. h. Serbiens und Montenegros) werde an der Südgrenze Oesterreichs eine neue slawische Macht aufrichten, die ihr Dasein dem stammverwandten Rußland verdanken und sich ihm anschließen werde. Damit würden die Südslawen vor dem sie bedrohenden Germanentum gerettet, Rußland aber hätte den Vorteil, daß Oesterreich-Ungarn, durch eine Armee von 500 000 Slawen im Rücken gefaßt, Rußland gegenüber gelähmt werde und dieses die Möglichkeit gewinne, die Meerengenfrage nach seinem Sinn zu lösen. Die Hoffnung blieb vorerst unerfüllt; aber daß es sich in diesen Auslassungen um mehr als private Wünsche handelte, haben die Ereignisse seitdem schlagend dargetan.

Die russische Politik dieser Jahre beschränkt sich aber nicht darauf, Oesterreich vom Rücken her zu bedrohen, sie macht gleichzeitig Anstalten, es auch in der Front zu packen, indem sie die Fahne des Panlawismus aufs neue entfaltet. Mit dem Mißerfolg im russisch-türkischen Kriege und mit dem brutal reaktionären Regiment Alexanders III. hatte der Gedanke des Anschlusses aller slawischen Völker an das russische Zarentum von seiner lebendigen Kraft viel verloren. In der Ära Tzowolsti durfte er eine Auferstehung feiern und, mit einem neuen, zeitgemäßen Mäntelchen ausgestattet, als Neopanlawismus wieder auf der Bühne erscheinen. Jetzt war es nicht mehr der Selbstherrscher aller Reußen, nach dem sich alle slawischen Augen wenden sollten, jetzt wollte man sich, da ja inzwischen Rußland selbst zu „liberalen“ Staatseinrichtungen übergegangen war, auf breiter, freiheitlicher Grundlage zusammenfinden. Nicht mehr Unterwerfung aller Slawen unter den Zaren, sondern Vereinigung und Verbrüderung der befreiten slawischen Völker im Zeichen der Gleichberechtigung und des Liberalismus! So meinte man nicht nur die katholischen Kroaten und Tschechen, sondern sogar die Polen heranziehen zu können.

Wenn schon früher kein Zweifel darüber möglich gewesen war, daß ein allslawisches Rußland und eine österreichisch-ungarische Großmacht nebeneinander nicht bestehen können, so wurde der Panlawismus in seiner neuen Gestalt für Oesterreich nur noch gefährlicher, weil er die im Staate vorhandenen separatistisch-nationalen und demokratischen Strömungen verstärkte. Auf diesem Wege konnte die allslawische Agitation zur Auflösung der Monarchie von innen heraus führen. Es hätte dazu vielleicht nicht einmal der Nachhilfe bedurft, an der es weder Serbien noch Rußland durch ihre revolutionäre Propaganda unter den Serben in Bosnien, Kroatien, Valmatien auf der einen, unter den orthodoxen Ruthenen in Galizien auf der andern Seite fehlen ließen. Wie weit die Bewegungen in diesen Grenzländern gingen, ist am deutlichsten geworden durch den großen Lemberger Prozeß vom Vorjahr, der ein ganzes System hochverräterischer Beziehungen zu Rußland enthüllte und doch sicherlich nur einen Teil der Wahrheit aufgedeckt hat. Eine spätere Zeit wird deutlicher erkennen, wie weit russische

und serbische Mäklarbeit an den nationalen Agitationen, Parteikämpfen, Demonstrationen, Krawallen und Attentaten beteiligt gewesen ist, die zeitweilig alles geordnete Staatsleben in Oesterreich in Frage zu stellen drohten. Die letzten Ziele des Strebens hat der serbische Parteiführer Stojan Protic im Jahre 1909 offen bezeichnet: „Zwischen uns und Oesterreich-Ungarn kann es nur dann Frieden und gute Nachbarschaft geben, wenn Oesterreich-Ungarn darauf verzichtet, eine Großmacht zu sein, wenn es sich entschließt, die Rolle einer östlichen Schweiz zu übernehmen“. Was der serbische Schreckensmache aussprach, hätte jeder russische Staatsmann mit noch mehr Recht sagen können. Vernichtung der österreicherisch-ungarischen Großmacht war das Ziel der russischen Politik, das erreicht werden sollte durch Einschränkung von außen und Zerstückung von innen. War beides weit genug vorgeschritten, so konnte der tödliche Streich nicht mehr fehlgehen, und es war eine Frage von untergeordneter Bedeutung, wie große Rechte der einstigen Großmacht man als „östliche Schweiz“ fortbestehen lassen wollte.

^{Marokko}
¹⁹¹¹ Nicht weniger als dreimal in vier Jahren war der Friede um der orientalischen Frage willen bedroht gewesen und dreimal wieder gerettet worden. Ein viertes Mal geschah daselbe im Westen. Die Spannung, die die Marokkofrage im Sommer und Herbst 1911 erzeugte, ist noch in so frischer Erinnerung, daß man die Dinge nicht zu erzählen braucht. Jedermann weiß, wie der Protest Deutschlands gegen die Annexion Marokkos, die Frankreich unter jeder Beiseitesehung der Beschlüsse von Algeciras sich erlaubte, bis dicht an den Krieg herangeführt hat, in dem England für Frankreich Partei ergreifen haben würde. Er wurde vermieden, da Deutschland seinen Einspruch gegen Zugeständnisse auf anderen Gebieten — Abtretungen am Kongo, Beteiligung der deutschen Geschäftswelt an der Ausnutzung des Landes — aufgab. Die Erregung, die über diesen Ausgang kurze Zeit in Deutschland herrschte, erscheint heute nicht mehr recht verständlich. War es doch das erste Mal, daß es der deutschen Diplomatie gelang, Frankreich zum direkten Verhandeln und zu sehr greifbaren Zugeständnissen zu nötigen und die versuchte Einmischung Englands rundweg zurückzuweisen.

Englisch-
französische
Kriegspläne

Daß Kaiser Wilhelm II. es auch 1911 so wenig wie 1905, 6 wegen Marokkos zum Krieg hat kommen lassen wollen, werden wir heute, da wir wissen, was dieser Krieg bedeutet, besser verstehen. Aber wir verstehen auch, daß die gemachte Erfahrung in Frankreich wie in England zu dem Entschluß führte, daß derartige sich nicht wiederholen dürfe, wenn die Entente cordiale nicht wertlos sein sollte. So schritt man unter dem Eindruck der Begebenheiten von 1911 und 1912 dazu, die schon früher gepflogenen Verständigungen zu einem förmlichen Vertrage zu verdichten. Im Herbst 1912 kam er zustande in einer höchst sonderbaren Form. England und Frankreich einigten sich, falls eines von ihnen in Krieg mit einer dritten Macht geriete, sich sofort darüber zu verständigen, ob sie den Krieg gemeinsam führen wollten gemäß den Plänen, die schon genau ausgearbeitet waren. Diese Form wurde gewählt, um vor dem englischen Parlament das Bestehen eines Bündnisses mit bindenden Verpflichtungen für England ableugnen zu können. In Wirklichkeit war ja gar kein Zweifel mehr möglich, daß die englischen Staatsmänner entschlossen seien, Frankreich im Fall eines Krieges mit Deutschland zu Hilfe zu kommen. England und Frankreich arbeiteten Hand in Hand und einer für den andern. Das wurde vollkommen deutlich, als im Frühjahr 1913 die früheren Abmachungen durch ein Flottenabkommen ergänzt wurden, das sich nach der Natur der Dinge nicht geheim halten ließ. Danach übernahm England den Schutz der französischen Küsten im Norden und Westen, während Frankreich seine gesamte Flotte im Mittelmeer versammelte. Im Kriegsfall sollte dann sogar das englische Mittelmeergeschwader dem Befehl des französischen Admirals unterstellt sein.

^{Italien} Dieses Mittelmeerabkommen hatte eine besondere politische Tragweite mit Bezug auf Italien. Daß die Teilnahme Italiens an einem Kriege gegen Frankreich von der Haltung Englands abhängen, war niemals zweifelhaft gewesen. Sind die Andeutungen einer ernsthaften und meist gut unterrichteten römischen Zeitung richtig, so wäre diese Rücksicht sogar im Dreibundvertrag ausdrücklich ausgesprochen. In keinem Fall aber durfte man erwarten, daß Italien an Frankreich den Krieg erkläre, wenn es sich damit zugleich

einen Krieg gegen England zuzog, dem es nach seiner geographischen Lage und seinen Kräften wehrlos gegenüberstand. Das englisch-französische Mittelmeerabkommen bedeutete also praktisch die Zerstörung des Dreibunds, und so hat es denn auch seit Anfang des Krieges gewirkt.

Sieg der Kriegspartei in Rußland Die Ueberzeugung, daß es Zeit sei zu handeln, herrschte seit dem Frühjahr 1913 auch in Petersburg in bezug auf die Balkanfrage. Auch dort war man, und zwar die öffentliche Meinung mehr noch als die amtlichen Stellen, erfüllt von dem Gefühl wiederholter Niederlagen und ließ dem sehr offenen Ausdruck. Von jeher war es in Rußland Mode, auf die eigene Diplomatie zu schimpfen, die weder ihr Handwerk verstehe noch für die „slawische Sache“ ein Herz habe. Ein alter Witz war es dort, das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten als das *ministère étranger aux affaires* zu verhöhnen. Aber so wie Herr Esafonow, der Nachfolger Iswolstis, nach dem Zurückweichen in der serbisch-albanischen Frage ist wohl nie ein Minister des Zaren von der Presse des eigenen Landes angepöbelt worden. Er sah dauernd auf dem Tadelstuhl. Ob man ihn stürzen wollte? Man erreichte vielleicht mehr: der Minister wich der Bedrohung und fing an, seine Segel nach dem Winde zu stellen. Die Kriegspartei gewann zusehends Oberwasser, und es stand bereits fest, daß man im Wiederholungsfall nicht mehr zurückweichen werde; um so mehr, da der Hauptgrund für die bisherige Friedfertigkeit mit jedem Jahr und jedem Monat mehr hinwegfiel.

Rußlands Schwäche Dieser Grund war nichts anderes als die militärische Schwäche Rußlands. Sie war im Kriege gegen Japan 1904/5 unverhüllt hervorgetreten. Sie zu beseitigen bedurfte es einer gründlichen Erneuerung, die sich denn auch im Zusammenhang mit der Reform des gesamten Staatswesens seit 1908 zu vollziehen begann, aber mit der in Rußland üblichen Langsamkeit. So mußte der angesehene und kluge russische Diplomat Fürst Trubetzkoi noch 1910 schreiben: „kann man denn überhaupt von der Diplomatie verlangen, daß sie, von Erfolgen schon ganz zu schweigen, wenigstens Mißerfolge vermeide, wenn zu ihrer Verfügung nur Schwertel aus Pappe da sind, an deren Anblick die Gegner sich schon gewöhnt haben?“ Das

Urteil war auch noch 1913 richtig, und die Ereignisse haben inzwischen gezeigt, daß für Rußland der Krieg sogar 1914 zu früh ausgebrochen ist. Wenn man den offenherzigen Auslassungen der leitenden Pariser Presse trauen darf, so wäre 1916 der Termin gewesen, an dem das Zarentum infolge der Durchführung des neuen Wehrpflichtgesetzes, der neuen Truppendislokationen und strategischen Bahnbauten zu einem Kriege mit seinen westlichen Nachbarn voll gerüstet dagestanden hätte.

Drängen zum Kriege Gleichwohl darf es heute als erwiesen gelten, daß man in Petersburg schon seit dem Frühjahr 1914 zum Kriege drängte, entschlossen, ihn beim ersten besten Anlaß aufzunehmen, wenn nicht gar den Anlaß selbst herbeizuführen. Ein deutliches Zeichen für jeden aufmerksamen Beobachter war im Februar der Sturz des Ministerpräsidenten Kolozwew, der als Finanzmann und Schüler Wittes die Kriegspolitik gegen Deutschland ebenso mißbilligte wie sein Meister zehn Jahre früher die Wendung gegen Japan mißbilligt hatte. Daß der Nationalist Goremykin an seine Stelle trat, bildete die Probe aufs Exempel. Der Grund für dieses Drängen war, daß man der Kriegslust des französischen Bundesgenossen auf die Länge nicht traute.

Deutsche und französische Heeresvermehrung Die neue Machtverteilung auf der Balkanhalbinsel, die Vergrößerung Serbiens, die Schwächung der Türkei und Bulgariens, die drohende Abwendung Rumäniens vom Dreibund, zugleich der unverkennbare Entschluß der Gegner zum Kriege hatten Deutschland im Jahre 1913 zu einer Vermehrung seines Heeres um drei Armeekorps oder 136 000 Mann genötigt. Frankreich hatte sich beeilt, dieser Maßregel gleich bei ihrer Ankündigung mit der Wiedereinführung der 1902 abgeschafften dreijährigen Dienstzeit zuvorzukommen. Nur so glaubte es dem Krieg gegen das verstärkte Deutschland noch gewachsen zu sein. Aber die Last, die es damit auf sich nahm, war ungeheuer und wurde von weiten Kreisen höchst widerwillig ertragen. Es kam so weit, daß das Ministerium Barthou im Dezember 1913 darüber fiel und die Neuwahlen für die Kammer im Mai 1914 ein solches Anschwellen der sozialistischen Partei brachten, daß ihr Führer, Jaurès, bereits die Abschaffung



der dreijährigen Dienstzeit triumphierend voraussagte. Ohne die persönliche Einwirkung des im Januar 1913 gewählten Präsidenten Poincaré, der es bei seinem Amtsantritt in einer Depesche an den Zaren ausdrücklich für seine Aufgabe erklärte, die bestehende Allianz mit Rußland „enger zu gestalten“, wäre vielleicht die friedlichere Richtung siegreich geblieben. Der eitle und ehrgeizige Advokat aus Nancy, für den die Wiedereroberung Lothringens persönliche und Familiensache war, wußte das zu verhindern. Aber es stand sehr zu befürchten, daß früher oder später doch die entgegengesetzte, von Faure's geführte Partei Erfolg haben, Frankreich seine Rüstung erleichtern und damit sich langsam aber sicher von der Politik der angriffsbereiten und angriffslustigen Revanche abwenden werde. Darauf durfte man es in Petersburg nicht ankommen lassen. Lieber ein paar Jahre zu früh loschlagen, als riskieren, daß, wenn man selbst ganz fertig wäre, der Bundesgenosse die Lust oder die Kraft verloren hätte!

England
Verlagentext Ähnliche Gedankengänge müssen auch an der Themse zu dem Entschluß geführt haben, den Krieg so bald wie möglich aufzunehmen, weil sonst das Risiko zu groß war, daß der Degen, den man sich auf dem Festland geschmiedet hatte, stumpf werde. Zudem wurde es jeden Tag schwieriger das widernatürliche Bündnis mit Rußland aufrechtzuerhalten. Endlich aber: die Leichtigkeit, mit der Deutschland die große Vermehrung seiner Armee bewerkstelligte und die dafür erforderliche Milliarde ausbrachte, öffneten der Welt die Augen darüber, wie sehr die wirtschaftliche und moralische Kraft des deutschen Reiches im Wachsen war. Schon war die Vergrößerung des Nordostseekanals beendet, die auch den neuen größeren Kriegsschiffen die Durchfahrt möglich machte. Im kommenden Jahr sollte das Programm des Flottenausbaus von 1900 erfüllt sein. Mit der deutschen Seerüstung Schritt zu halten, fiel England schon von Jahr zu Jahr schwerer. Bereits hatte es seinen alten Grundsatz, den two-powers standard, aufgegeben, daß die englische Flotte allein stärker sein müßte als die beiden andern nächststarken zusammen. Es begnügte sich damit, doppelt so stark zu sein wie „eine andere Macht“, d. h. Deutschland (two keels to one), und selbst das ließ sich kaum mehr aufrecht halten. Die Kosten der Rüstung wuchsen ständig,

und drohten andere, dringende Aufgaben, die die liberale Regierung ihren Wählern zu lösen versprochen hatte, voran die Arbeiterversicherung und die geplante großzügige Agrarreform, zu lösen. Das reiche England war in Finanznot geraten. Darum setzte es seit Jahren alles daran, eine Pause in den deutschen Flottenrüstungen zu erreichen, die es ihm ermöglicht haben würde, wieder einen größeren Vorsprung zu gewinnen. Mit allen Mitteln wurde schon seit Jahren die öffentliche Meinung Europas bearbeitet, Klagelieder in Wort und Schrift über die kulturverderbenden Folgen des deutschen Militarismus erfüllten die Luft, ein Heer von rasenden Friedensaposteln überschwemmte die Welt, der Friedensosen im Haag wurde geheizt bis zum Versten, und der Kriegsminister Haldane erschien eines Tages selbst als Friedensengel in Berlin. Schließlich verstieg sich sogar der englische Finanzminister Lloyd George zu dem kühnen Vorschlag, daß sowohl England wie Deutschland ihre Schiffsbauten für ein Jahr einstellen sollten. Daß die englischen Kolonien derweilen im Bau von Kriegsschiffen für das Mutterland fortfahren dürften, bildete die stillschweigende Voraussetzung dieses plumpen Betrugsvorfalls, der bei uns denn auch sofort durchschaut wurde. Alles das deutete darauf hin, daß England sich der Grenze seiner Leistungsfähigkeit näherte. Wie, wenn nun Deutschland, nachdem es sein erstes Flottenbauprogramm erfüllt, ein neues aufstellte und Kriegsschiffe zu bauen fortfuhr? Daß es dazu allen Grund haben könnte, war nicht zu leugnen, seit Rußland im Jahr 1912 mit dem Bau einer neuen Schlachtflotte begonnen hatte, und daß es die Mittel dazu leichter finden würde als England, hatte die Erfahrung mit der Milliardensteuer für die Heeresvermehrung gezeigt. Gar nicht zu reden von der Frage der Besatzung, die in England von Jahr zu Jahr größere, in Deutschland gar keine Schwierigkeiten machte.

9

Reizte Vorbereitungen:
Rußland am Balkan

So war denn auf allen Seiten der Entschluß gefaßt, bei erster Gelegenheit loszuschlagen, und auf allen Seiten wurden die Vorbereitungen dazu beschleunigt. Eifrig arbeitete die russische Diplomatie an ihrem

früheren Pläne, den Balkanbund unter russischer Führung zustande zu bringen. Serbiens und Montenegros war sie sicher; ihre Feindschaft gegen Oesterreich bedurfte höchstens eines Zügels. Auf das aus allen Wunden blutende Bulgarien kam es weniger an, aber Rumänien mußte womöglich gewonnen werden. Man hoffte es durch Liebesbeweise zu erobern, darum machte sich Nikolaus II. in Person auf, um den zum Feldmarschall der russischen Armee ernannten König Carol in Konstanza zu besuchen und dem Sohn des rumänischen Thronfolgers die Hand seiner Tochter anzutragen. Die Aufnahme war höflich, aber zurückhaltend; immerhin nicht ganz entmutigend. Die Mittel, die man gegen Oesterreich anwandte, kennen wir schon. Gegen Deutschland befolgte man die Politik der Nabelstiche. Die Oeffentlichkeit hat nur wenig von den „Affären“ und „Zwischenfällen“ erfahren, — Gefangennahme deutscher Ballonfahrer unter der erlogenen Beschuldigung der Spionage, Ueberschreitungen der deutschen Grenzen durch russische Truppen u. dgl. —, deren Akten allmählich bergehoch sich häuften, und die alle in gleicher Weise die Frage aufdrängten, ob die russischen Behörden meinten, sich Deutschland gegenüber alles erlauben zu dürfen, oder ob sie Anweisung hatten, Deutschland systematisch zu reizen.

Englische
Friedensmarie Auch die englische Diplomatie ging nicht müßig. Außerlich legte sie wieder die holde Maske der Versöhnlichkeit und Verständigung an. Man hielt Bankettreden und oerlieh akademische Würden an deutsche Vertreter, ließ sogar ein ganzes Geschwader unter einem Admiral nach Kiel fahren und dort kameradschaftliche Reden und Händedrücke tauschen, und trieb das Spiel schließlich soweit, ein Abkommen über bisher streitige Fragen in Afrika und Mesopotamien zu vereinbaren. Mittlerweile gewann man den König der Belgier zum Anschluß an die Ententegruppe, damit er beim Ausbruch des Krieges „den englischen Schutz für seine Neutralität anrufe“, d. h. sein Land als Kriegsschauplatz zur Verfügung stelle, und arbeitete die gemeinsamen Feldzugspläne bis ins einzelne aus. Dazu gehörte unter anderem, daß englische Handelsschiffe sich unauffällig in die Offsee begeben und bei Beginn des Krieges ein russisches Landungskorps an die pommerische Küste befördern sollten. Das Neß war

gesponnen, nach Bedarf konnte es zugezogen werden, sobald der günstige Augenblick gekommen wäre.

Die Ermordung
des Erzherzogs Da geschah etwas Unwahrscheinliches, Unvorhergesehenes: mitten in die finstern Wolken, die den Himmel Europas bedeckten, fielen die Revolvergeschüsse von Serajevo. Wer die europäische Politik der letzten Jahre aufmerksam verfolgt hatte, wußte sofort, daß dies den Krieg bedeuten konnte und aller Wahrscheinlichkeit nach bedeuten würde. Es ist noch nicht ausgemacht, ob wirklich neben Beamten des serbischen Staates auch Organe der russischen Diplomatie, wie behauptet wird, an der Urheberchaft des Mordes beteiligt waren. Frühere Vorgänge ähnlicher Art würden nur dafür sprechen. Seit langem liebt es Rußland, seiner Balkanpolitik von Zeit zu Zeit durch Mittel Nachdruck zu verleihen, die in der Zeit der Renaissance oder im tiefen Orient gebräuchlich waren und sind, die aber europäische Staaten seitdem zu vermeiden gelernt haben. Der Sturz des Fürsten Alexander von Bulgarien, die Ermordung Stambulows und des serbischen Königspaars sind die bekanntesten Beispiele dafür. Für solche Dinge hat die russische Diplomatie auch ihre geeigneten Männer. Vor 20 und mehr Jahren waren ein gewisser Chitrowd, zeitweilig Gesandter in Bukarest, und ein Hauptmann Nabukow, der unter anderem beim Sturz des Fürsten Alexander von Battenberg tätig mitwirkte, die Hauptwerkzeuge dieser Art. Der Erstgenannte hatte sogar die Offenheit, gelegentlich zu beklagen, daß er sich, den herrschenden Vorurteilen zuliebe, in der Anwendung von Gift und Dolch Beschränkungen auferlegen müsse, die im 15. Jahrhundert unbekannt waren. Ein ähnlicher Typ scheint jener Herr v. Hartwig gewesen zu sein, der sich als russischer Vertreter in Leheran den verbündeten Engländern so unbequem machte, daß sie seine Versetzung erzwangen, der in der kritischen Zeit 1913 als Gesandter in Belgrad die serbische Regierung zu ihrer frechen Haltung gegenüber Oesterreich anstiftete und in den Tagen, da der Krieg ausbrach, im Hause seines österreichischen Kollegen vom Schlage getroffen verschied; ein Mann, dem man vieles zutrauen konnte, vielleicht der Mann, der den Anlaß zum Ausbruch des gegenwärtigen Krieges geschaffen, jedenfalls einer von denen, die am meisten dazu getan haben, ihn herbeizuführen.

Das die österreichische Regierung nach dem, was die Untersuchung ergab, nicht anders konnte als von Serbien eine Genugtuung fordern, die für jeden Staat, und am meisten für einen der erst werden will, eine moralische Hinrichtung bedeutet, wird kein Verständiger in Zweifel ziehen. Genugtuung für das Geschehene, Bürgschaften für die Zukunft — das war gebieterische Notwendigkeit der Politik und unerlässliches Gebot der Gerechtigkeit und Selbstachtung. An materielle Schädigung oder gar Unterwerfung Serbiens brauchte man nicht zu denken und hat kein Mensch gedacht. Freilich, für die derzeitigen serbischen Machthaber, nicht nur für die Minister, sondern auch für die Dynastie bedeutete die Erfüllung der österreichischen Forderungen den sicheren Sturz; und eben das war es, was Oesterreich erstrebte und erstreben mußte. Alle jene Elemente, die bisher unter dem Schutze und im Dienste Rußlands ihr dreistes Handwerk im Rücken der österreichischen Macht getrieben hatten, mußten verschwinden; Serbien mußte ungefährlich werden, und dazu bedurfte es neuer Regenten.

Nikolaus II und
der Krieg Es hat in weiten Kreisen Verwunderung erregt, daß die Regierung des als friedliebend bekannten Kaisers Nikolaus II. um dieser so unbestreitbar berechtigten Forderung willen es zum Weltkrieg hat kommen lassen. Man hat zur Erklärung behauptet, der Zar sei mißbraucht worden, oder zur Puppe in der Hand seiner Umgebung herabgesunken. Daran mag vieles wahr sein, insbesondere die entscheidende Rolle, die der Kriegslüsterne, weil auf den Oberbefehl gierige Großfürst Nikolaus, der Schwiegersohn des Königs von Montenegro, in den entscheidenden Tagen gespielt hat, dürfte historisch sein. Dennoch wird man nicht verkennen dürfen, daß die Haltung, die das russische Reich gegenüber dem österreichisch-serbischen Zwischenfall einnahm, nur den folgerichtigen Abschluß seiner bisherigen Politik bildete. Serbien war nun einmal, so wie die Dinge lagen, der getreue Schildknappe Rußlands, die einzige Macht am Balkan, auf die die russische Politik sicher rechnen konnte, da Rumänien noch nicht gewonnen, Bulgarien vor den Kopf gestoßen und Montenegro bei allem guten Willen zu klein war, um wertvolle Dienste zu leisten. Zweimal hatte man in den letzten Jahren schon den Freund im Stich gelassen (1908/9, 1912/3); tat man es jetzt

wieder, und war die Folge davon ein Wechsel in der Regierung des Landes, dann war nicht nur Serbien selbst für die russische Politik verloren, dann gab es auch keine Aussicht mehr, die andern Balkanstaaten zu gewinnen. Dann siegte der österreichische Einfluß bei ihnen allen, die Rolle Rußlands am Balkan war vorläufig, vielleicht für immer ausgespielt, das Testament Peters des Großen zerrissen. Das aber hätte nichts anderes bedeutet als den Verzicht auf die einzige wirklich populäre Idee der russischen Außenpolitik, auf die Idee, an der die Seele des russischen Volkes hängt und die zudem ebenso sehr eine begriffliche Forderung realer Interessen bildet. Wie stark diese realen Interessen seien, hatte man im Jahre 1911 während des türkisch-italienischen Krieges erlebt, als die Sperrung der Dardanellen, die die Türkei zum Schutze ihrer Hauptstadt verfügen mußte, zur Folge hatte, daß der gesamte südrussische Getreideexport, vielleicht der wichtigste Teil des jährlichen Nationalertrags, in den Häfen und auf den Eisenbahnen liegen blieb und teilweise sogar zugrunde ging. Mochte also Kaiser Nikolaus im Herzen dem Kriege abhold sein — obwohl man bei seiner unergründlichen Schlaubeit seine Friedenstelegramme und wahrheitswidrigen Beteuerungen in diesem Fall nicht höher zu bewerten braucht als seine Haltung am Vorabend des japanischen Krieges, da er am Neujahrstag 1904 die feierliche Erklärung abgab: „ich bin bemüht alles zu tun, um den Krieg zu verhindern“, während er in Wirklichkeit alles tat, um ihn herbeizuführen — mochte er diesmal immerhin ehrlich den Frieden wünschen, die Kriegspartei hatte im Sinne der nationalen und geschichtlichen Politik Rußlands nicht so Unrecht, ihn zu kriegerischen Entschlüssen zu nötigen, ganz abgesehen davon, daß ihr selbst der Anlaß zum Kriege ja nur so erwünscht wie möglich kam. Das stille Duell, das Rußland und Oesterreich seit anderthalb Jahrhunderten um die Vormacht am Balkan mit den Mitteln der Diplomatie führten, mußte früher oder später in offenem Waffengang zu Ende gehen. Einmal mußte es sich entscheiden, ob die slawische und halbslawische Welt im Südosten Europas, nicht nur am Balkan, sondern ebenso am Dneſtr und Dnepr, an der Weichsel und den Karpathen, von Moskau und Petersburg oder von Wien und Budapest geführt werden solle. Daß bei fortgesetztem Kampfe

mit bloß friedlichen Mitteln Oesterreich als der zivilisiertere Staat immer den Vorsprung behalten würde, war zweifellos; ebenso zweifellos, daß er im Kampf um die polnische Volksseele, vielleicht mit der Zeit auch um die ruthenische Sieger bleiben werde. Wenn Rußland siegen wollte, so mußte es zu den Waffen greifen. Da man nun ohnehin dazu entschlossen und, wie man meinte, auch oorbereitet war, so erübrigte sich eigentlich die Wahl.

Oesterreich-Ungarn hat diesen Krieg auf sich genommen als einen Kampf um sein Dasein. Nicht um Einzelheiten, nicht um Grenzfragen, ein Mehr oder Weniger an Staatsgebiet und Einfluß handelt es sich, sondern ums Ganze. *Austriam esse delendam* — das war die Losung der Gegner; in Wien und Budapest gab man sich darüber keiner Täuschung hin.

Deutschlands
Interesse In diesen Kampf um das Dasein der österreichisch-ungarischen Monarchie ist Deutschland durch Bündnis verwickelt. Man hat die Frage hören können, ob das eine Notwendigkeit sei; ob es ein dringendes Interesse der deutschen Nation gebiete, daß der halbslawische Staat Oesterreich erhalten bleibe? Darauf kann man mit einem Hinweis auf Bismarcks Autorität antworten. An derselben Stelle, wo der Schöpfer des Deutschen Reiches mit Eifer gegen die — übrigens nur in seiner Einbildung vorhandene — Absicht polemisiert, Deutschlands Kräfte auf Grund des Bündnisses österreichischen Eroberungsplänen auf der Balkanhalbinsel dienstbar zu machen, tut er doch den Ausspruch, der den Eckstein seiner eigenen Politik wie der Politik aller seiner Nachfolger bildet, und den auch im feierlichen Augenblick des Kriegsausbruchs Herr v. Bethmann-Hollweg nur mit etwas anderen Worten wiederholt hat: „Die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen, starken Großmacht ist für Deutschland ein Bedürfnis des Gleichgewichts in Europa, für das der Friede des Landes bei eintretender Notwendigkeit mit gutem Gewissen eingeseht werden kann.“ Es kann sich nur darum handeln, zu verstehen, was damit gesagt sein soll.

<sup>Zeigen des
Rusischen
Ubergewichts</sup> Eine Vergrößerung Rußlands auf Kosten Oesterreichs, die das Verschwinden der österreichischen Großmacht zur Folge hätte, wäre in der That eine unmittelbare Bedrohung Deutschlands in mehr als einer Hinsicht. Wir würden volkswirtschaftlich abhängig von der russischen Gnade, wenn auch die österreichisch-ungarische Produktionsquelle und der dortige Markt von Petersburg aus regiert würden. Käme dann weiterhin die Balkanhalbinsel unter russische Hegemonie, würde das türkische Reich zwischen Rußland und England in der Weise aufgeteilt, wie wir es früher gesehen haben, so bedeutete das wiederum unseren Ausschluß von einem Wirtschaftsgebiet, bei dessen Erschließung wir uns mühsam einen wertvollen Anteil für die Gegenwart und noch bessere Aussichten für die Zukunft erobert haben. Es bedeutete darüber hinaus eine Verstärkung der beiden konkurrierenden Mächte, der gegenüber wir wirtschaftlich und politisch die Waffen strecken müßten. Wir hätten da nur noch die Wahl, ob wir die Vassallen Rußlands oder Englands werden wollten.

Aber noch mehr. Neben den weiten weltwirtschaftlichen Ausblicken gibt es noch eine viel näherliegende Gefahr, ein Problem, von dem man nicht zu sprechen pflegt, das man oft sogar leugnet, und das doch vorhanden ist. Es ist durch die bisherige Gruppierung der europäischen Staaten verdeckt, aber es würde unfehlbar auftauchen, sobald Rußland ohne Gegengewicht den Osten Europas beherrschte. Das ist die baltische Frage, die Frage der Ostsee und ihrer R Küsten.

<sup>Baltische
Frage</sup> Sie scheint geordnet, sie hat zu Konflikten zwischen dem deutschen und russischen Reich noch nie Anlaß gegeben. Daß sie gleichwohl besteht, hat kein Geringerer als Kaiser Alexander III. bezeugt, der einmal im Gespräch mit dem deutschen Kronprinzen, dem spätern Kaiser Friedrich, den Ausspruch tat: ein dauerndes Einverständnis zwischen Rußland und Deutschland sei durch die baltische Frage unmöglich gemacht.

Sieht man näher zu, so entdeckt man, daß für Rußland in der Ostsee die gleiche geographische Lage besteht wie im Schwarzen Meer. Es besitzt einen großen Teil der Küste mit mehreren wertvollen Häfen, aber das Meer selbst wird durch Meerengen geschlossen, die leicht zu sperren sind, und über die Rußland keine Macht hat.

Wohl sind es keine Großmächte, die hier Wacht halten; sie lassen sich durch Güte oder Gewalt gefügig erhalten. Rußland hat beides angewandt, mit Dänemark nahe Freundschaft gepflegt, Schweden besiegt und eingeschüchtert und dadurch die Herrschaft auf der Ostsee fast zwei Jahrhunderte behauptet. Sie wurde ihm auch gar nicht streitig gemacht, bis das Deutsche Reich austrat, sich eine starke Kriegsflotte schuf und einen Kanal durch Holstein baute, der ihm die kürzeste Verbindung zwischen Nordsee und Ostsee gab. Von diesem Tage an hatte Rußland die Herrschaft der Ostsee verloren. Petersburg, Reval und Riga konnten ohne Seeschlacht, ohne Kampf blockiert, der ganze ungeheure Export aus der nördlichen Hälfte des Reiches gesperrt werden, wenn die deutschen Kriegsschiffe sich vor den Rigischen und Finnischen Meerbusen, ja wenn sie sich nur vor den Belt und Sund legten. Das Fenster nach Westen, das Peter der Große erobert hatte, hatte ein paar Läden bekommen, und es stand in der Macht des Nachbarn, sie zu schließen. Daß dies ebensowenig bloße Theorie ist, wie die Sperrung der Dardanellen, erleben wir heute.

Die Rehrseite des Bildes entspricht dem durchaus. Durfte Rußland es auf eine Einschließung in der Ostsee nicht antommen lassen, so mußte es mit Deutschland im Flottenbau wetteifern. Eine russische Kriegsflotte aber, die den Kampf mit der deutschen aufzunehmen imstande war, bedeutete eine stete Drohung gegen die deutsche Ostseeküste. Für zwei großmächtliche Kriegsflotten bietet eben das kleine baltische Meer nicht genug Raum. Ihr bloßes Vorhandensein muß früher oder später die uralte Frage des dominium maris Baltici wieder aufrollen, die nur darum so lange geruht hatte, weil es Jahrhunderte hindurch an der Küste dieses Meeres erst gar keine, dann nur eine einzige Großmacht gegeben hatte. Darum haben alle tiefer Blickenden gewußt, daß die altüberlieferte Freundschaft zwischen uns und Rußland unwiederbringlich dahin sei, als sie im Sommer 1912 die Nachricht lasen, daß die russische Duma die Mittel zum Bau einer neuen und großen Kriegsflotte bewilligt habe.

Wenn aber einmal die Möglichkeit eines feindseligen Gegensatzes zwischen den beiden Nachbarmächten gegeben war, dann erweiterte sich auch sofort die Reibungsfläche. Man hat es oft ge-

hört, zwischen Rußland und Deutschland beständen keine territorialen Streitfragen, keines der Länder begehre etwas von dem Besitz des andern. Das ist so einer von den Sätzen, die man sich bemüht, durch Wiederholung wahr zu machen, weil sie an sich grundfalsch sind. Deutschland allerdings hat bisher kein Verlangen nach russischer Erde gefaßt; aber bei Rußland liegt die Sache ganz anders. Ein Blick auf die Karte genügt für den, der die Geschichte Rußlands im 18. Jahrhundert nicht genauer kennt, um ihn darüber zu belehren. Gibt es denn nicht auch im preussischen Posen und Oberschlesien Bruchteile der polnischen Nation, die Rußland als sein Eigentum ansieht? Zwar den bedenklichen Charakter wie zwischen Oesterreich und Rußland hat hier die polnische Frage nicht, weil der preussische Staat den Russen den Gefallen getan hat, es mit seinen polnischen Untertanen gründlich zu verderben. Und doch genügt eine vorübergehende Milderung der Gegensätze, wie sie unter Caprioi 1890 eintrat, um in Petersburg tief zu verstimmen. Es war zwar gegen Oesterreich gemünzt, was die Nowoje Wremja im Noember 1913 schrieb: „Die Vereinigung der ausländischen Polen mit den russischen ist ein dringendes Bedürfnis sowohl des russischen Reichs wie des polnischen Volkes.“ Aber es konnte nicht weniger auch auf Posen und Oberschlesien seine Anwendung finden. Ferner: nicht weniger als zwei bedeutende Stromsysteme, die auf russischem Boden verlaufen, münden in preussischem Wasser, die Weichsel und der Niemen (Memel). Als schmaler Streifen schiebt sich die Provinz Ostpreußen zwischen die Meeresküste und ihr Hinterland Russisch-Polen. So gut wie im 15. Jahrhundert das großpolnische Reich, kann sein Erbe Rußland auch hier nach seiner natürlichen Küste verlangen. Wer die staatlichen Grenzen geographisch und einfach gestalten wollte, mühte unbedingt wenigstens die Weichsel zur Grenzlinie zwischen Rußland und Polen machen und Ostpreußen nebst Thorn, Elbing und Danzig an Rußland geben. Wenn schon oor der Annexion Polens, als im Siebenjährigen Kriege russische Truppen in Ostpreußen standen, sofort die Einnahme des Landes in das russische Reich verfügt wurde, so kann man sich erst recht nicht wundern, daß dieser Lage ebenso verfahren und beim Einmarsch der zarischen Armee auch sogleich

ein Gouvernement „Neu-Rußland“ oder „Russisch-Ostpreußen“ eingerichtet wurde, dessen Name übrigens verraten würde, daß es nicht die letzte derartige Erwerbung sein sollte. Die Wege zeigt auch hier Peter der Große, der in dem Bestreben, „einen Fuß im Reiche zu haben“, Danzig, Vorpommern und Mecklenburg be'eh't hatte und widerwillig genug räumte. Sollten die Kreise, die bisher die Führung in der russischen Presse hatten und jetzt die Führung auch in der russischen Politik haben, sie dauernd behalten, so würde die natürliche Grenze zwischen Deutschland und Rußland an der Elbe liegen, so wie nach französischer Auffassung die natürliche Grenze Frankreichs der Rhein ist. In dem Programm der national-russischen Partei, wie es in Pogodins „Politischen Briefen“ niedergelegt ist, steht neben der Eroberung der Dardanellen die Befestigung des Sundes. Oft genug hat man in russischen Blättern den Hinweis darauf finden können, daß alles Land im Osten der Elbe ursprünglich slawischer Boden und darum immer noch rechtmäßiges Eigentum der slawischen Rasse sei. Solche Erinnerungen an das 10—13. Jahrhundert dürften als romantische Phantasien beiseite geschoben werden, wenn nicht die Stellen, die sie gelegentlich vortragen, sehr angesehen und einflußreich wären, wie z. B. Fürst Swjatopoll-Mirski und die halbamtlichen „Petersburger Nachrichten“, und wenn nicht, genau wie bei den Balkan- und Dardanellenfragen, ein sehr nüchternes und reales Interesse dahinter stände, nämlich das Bedürfnis, die Küsten der Ostsee und ihre Meerengen zu beherrschen.

In Deutschland hat man auf alles das sehr wenig, entschieden zu wenig geachtet, und wo man darauf achtete, es nicht ernst genommen. In Schweden hat man es besser gewürdigt. Soen Hedin ist dort nicht der einzige, der die Gefahr erkannt hat, die den skandinavischen Ländern von Rußland droht, und seit der Krieg ausgebrochen ist und die Rücksichten fortfallen, die man sich bisher aufzulegen für nötig hielt, mehrten sich die Stimmen von dort her, die es offen aussprechen, daß ein Sieg der russischen Waffen über Deutschland auch für die nordischen Völker das Ende ihrer Unabhängigkeit bedeuten würde¹⁾. Hat doch auch der Reichskanzler

1) Auch in Norwegen wissen Eingeweihte, worauf Rußland es abgesehen hat. Ein norwegischer Gelehrter, Dr. H. H. Hall, erzählt (Süddeutsche

v. Bethmann-Hollweg zu einem Vertreter der dortigen Presse gesagt, Deutschland kämpfe in diesem Kriege zugleich für die Freiheit und Existenz der skandinavischen Staaten.

Deutschland der
nordische
Gegner Rußlands Es ist also in der Tat ein Lebensbedürfnis der deutschen Nation, daß Rußland nicht im Osten Europas allmächtig werde. Wenn das verhindert werden soll, muß die österreichisch-ungarische Großmacht erhalten bleiben, weil sie die einzige Macht ist, die gegen Rußland ein Gegengewicht bilden kann, heute mehr denn je, da England diese Rolle, die es früher als seine Pflicht ansah, vollständig aufgegeben und sich selbst mit dem alten Erbfeind verbunden hat. Hierüber hat das Deutsche Reich, seit Bismarck im Jahr 1876 die oersängliche Frage nach seiner Neutralität in einem russisch-österreichischen Kriege mit Nein beantwortete, nie einen Zweifel gelassen. Vollends nach dem was in den kritischen Jahren 1908/9 und 1912/3 geschehen war, wußten auch die russischen Politiker genau, woran sie waren. Sollten ihre Ziele im Süd-Osten Europas erreicht werden, so galt es, vorher das deutsche Reich zu überwinden. Ein altes geflügeltes Wort der russischen Diplomatie sagt, Konstantinopel müsse in Wien erobert werden. Seine Fortsetzung lautet seit 35 Jahren: und Wien muß in Berlin bezwungen werden.

Darum hat man sich in den heißen Julitagen dieses Jahres in Petersburg nicht viel mit Anfragen aufgehalten, sondern die Mobilmachung, als einmal der Krieg beschlossen war, sofort auch gegen Deutschland gerichtet und die Feindseligkeiten gegen die deutsche Grenze zuerst eröffnet. Dadurch war für Frankreich der Bündnisfall gegeben, es mußte ebenfalls eingreifen.

Englands
Eingreifen Wie weit auch England durch frühere Zusagen gebunden war, ist eine Frage, die sich nicht so leicht beantworten läßt, da es sich hier nicht um einen förmlichen

Zeitung vom 4. Dezember 1914), ihm sei von einem hochstehenden skandinavischen Beamten mitgeteilt worden, daß im russischen Kriegsministerium schon längst Pläne fertig liegen, wie die norwegische Stadt Tromsø in einen Kriegshafen umgewandelt werden könne, wenn Rußland Norwegen erobert habe. Ein hochstehender russischer Beamter habe ihm das aus eigener Kenntnis als wahrscheinlich bestätigt.

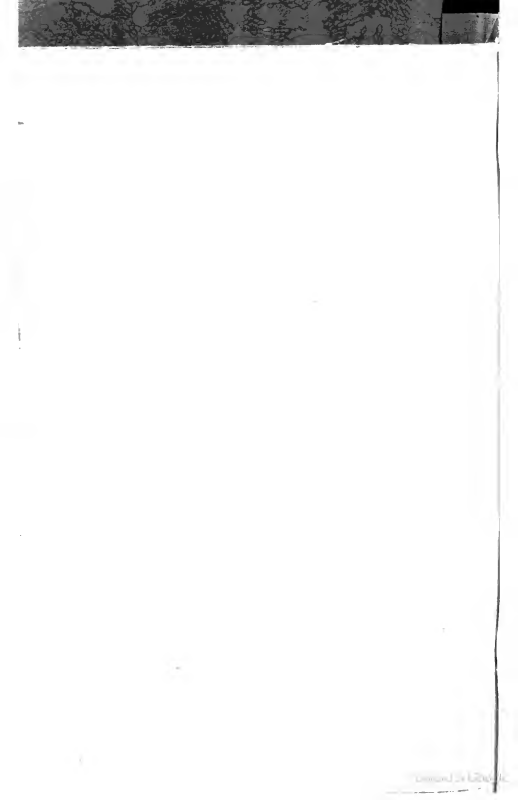
Vertrag zwischen den beiden Staaten, sondern um Abmachungen mehr persönlicher Art zwischen den beiderseitigen Staatsmännern handelte. Aber was kam auf die Bindung an, da der Wille zum Krieg längst vorhanden war! Durch seinen Einspruch hätte England ihn leicht verhindern können, aber gerade England wünschte ihn längst, wünschte ihn noch sehnlicher als seine Freunde, denn ihm sollte ja der Hauptgewinn zufallen. Die Frage war nur, ob es nicht wieder neutral zusehen sollte wie seinerzeit, als Rußland und Japan sich bekämpften. Wie damals, sprach auch jetzt vieles dafür, die andern sich wechselseitig zerfleischen und schwächen zu lassen, um selbst als lachender Dritter den Profit vom Geschäft einzustreichen. Für die Neutralität wenigstens zu Beginn des Krieges sprach außerdem, daß sie die Möglichkeit bot, durch Einsehen der eigenen ungechwächten Kraft die Entscheidung zu geben, sobald es vorteilhaft schien. Sir Edward Grey hat zwar behauptet, der Unterschied, ob man neutral bliebe oder am Kriege teilnähme, wäre unbedeutend gewesen; die Verluste würden in beiden Fällen ungefähr gleich groß sein. Er hat mit diesem Ausspruch, den er heute gewiß nicht mehr wiederholen würde, vor aller Welt den Beweis geliefert, daß man in England Minister der auswärtigen Angelegenheiten sein kann, ohne von den wichtigsten auswärtigen Geschäften eine Ahnung zu haben. Er hat aber in derselben Rede auch mit köstlicher Naivität den wahren Grund ausgeplaudert, der ihn bewog, die Neutralität sogleich fallen zu lassen: er fürchtete, ja, er war sicher, daß ohne englischen Beistand Frankreich verloren sein und Deutschland die Gelegenheit benutzen würde, an der belgisch-französischen Küste längs dem Kanal eine Stellung einzunehmen, die für England höchst unbequem werden konnte. Auf die bestimmte Versicherung, daß Deutschland dies nicht beabsichtige, sofern England neutral bliebe, konnte ein Minister Englands schwerlich viel geben, weil jeder die andern nach sich selbst beurteilt und England in gleicher Lage sich an derartige Zusicherungen nicht zu binden pflegt. Daß es eine Macht geben könne, die in diesem Punkte andern Grundsätzen huldigt und auch in der Politik ehrlich bleibt, kann ein englischer Staatsmann sich nicht vorstellen.

Geschichtliche
Notwendigkeit
 So ist der Weltkrieg entstanden: eine Folge der
 Gründung des Deutschen Reiches, eine natürliche,
 ja eine notwendige Folge, soweit in menschlichen Dingen
 von Notwendigkeit die Rede sein kann. Wer da meint, er hätte
 vermieden werden können durch eine andere Politik, durch
 mehr Geschick in der Diplomatie, der sieht nicht auf den Grund der
 Dinge. Gewiß ist auf unserer Seite mancher Fehler gemacht worden.
 Wann und wo hätten Menschen nicht Fehler gemacht? Auch Fried-
 rich der Große und Bismarck haben sie gemacht und selbst eingestanden.
 Mag sein, daß Politik und Diplomatie unserer Gegner geschickter
 waren. Aber selbst wenn unser Spiel noch so meisterhaft gewesen
 wäre, der Krieg wäre doch gekommen, vielleicht später, vielleicht
 auch früher. Er war und ist nun einmal geschichtliche Notwendigkeit.
 Das bloße Vorhandensein eines starken Deutschen Reiches nötigte
 sowohl Frankreich wie Rußland und England zu Einschränkungen
 ihres Machtstrebens, die sie sonst nicht nötig gehabt hätten und die sie
 freiwillig auf sich zu nehmen nicht gesonnen waren. Daraus mußte
 der Krieg hervorgehen, wenn unsere Nachbarn nicht andere wurden
 als sie sind. Ihn zu vermeiden gab es wirklich nur eine Möglichkeit:
 das Deutsche Reich mußte entweder nie gegründet werden oder
 freiwillig abdanken. Wollte es bestehen bleiben, seinem Range
 gemäß leben, seinen Kräften gemäß sich entwickeln, so kam eines
 Tages der Krieg. Aufgabe der Diplomatie konnte es nur sein, zu
 verhüten, daß er zur Unzeit komme.

Zustandsbe-
weiser
 Diese Aufgabe hat unsere Diplomatie gelöst. Sie
 hat sich weder überraschen noch zur Uebereilung fort-
 reifen lassen. Wir haben — mancher vielleicht mit Ueber-
 raschung — aus den nachträglich veröffentlichten Akten ersehen
 können, wie genau unsere Regierung über die Schliche und
 Ränke der Gegner unterrichtet war. Hätte sie früher zugreifen,
 Gegenminen legen, etwa gar dem Angriff zuvorkommen sollen?
 Mancher hat es gemeint, auch mancher Sachkundige schon 1905, dann
 1911 das Losschlagen gefordert. Die Reichsregierung hatte mehr
 Geduld als das Volk, und die Geschichte muß ihr Recht geben. Jedes
 Jahr, das sie uns den Frieden länger bewahrte, ist uns im ent-
 scheidenden Moment zugute gekommen, weil die Verantwortlichen

Stellen bei aller äußeren Gelassenheit doch keinen Augenblick die Gefahr verkannten und in der Arbeit der Vorbereitung auf das, was sie kommen sahen, keine Minute verloren. Immer vollendeter wurde unsere Kriegsrüstung, immer stärker unsere wirtschaftliche und finanzielle Stellung, und immer höher schwoh das moralische Schuldkonto unserer Gegner an. Ein solcher Ausbruch nationaler Entrüstung, wie wir ihn schließlich erlebten, als der Kaiser nach kurzem, atemlosem Harren das erlösende Wort aussprach, eine solche vorbehaltslose Einigkeit der Fürsten und Völker wäre nicht möglich gewesen, hätten wir nicht allesamt, vom ersten bis zum letzten, die felsenfeste Ueberzeugung gehabt, daß der Krieg beschlossen war, weil er mit Ehren schlechterdings nicht mehr vermieden werden konnte. Vor drei, vor neun Jahren — ob es damals auch so gewesen wäre? Die abwartende Geduld hatte Zins und Zinseszins getragen, und der Unwille, der sich längst angesammelt hatte, wirkte jetzt als aufgespeicherte Sprengkraft. Noch nie ist ein Volk mit reinerem Gewissen in den Krieg gezogen. Das war vielleicht unsere größte Stärke, und die Gegner haben es erfahren, was es heißt, wenn ein ganzes Volk von 68 Millionen in heiligem Zorn zu den Waffen greift. Sie hatten geglaubt uns überlistet zu haben, weil wir zu stolz und zu ehrlich waren, mit ihrem abgeseimten Spiel zu wetteifern. Längst waren sie durchschaut; jetzt wurden sie entlarvt, und wir leben der festen Zuversicht, daß die Welt bald wird eingestehen müssen, wie recht der alte deutsche Spruch hat:

E h r l i c h w ä h r t a m l ä n g s t e n .



Verlag der Buchhandlung Kloeres Tübingen

Rieselsteine

Fünf Märchen von Dr. L. Zoepf

Preis hübsch karton. M. 1.50

Lugusausgabe auf Blütenpapier
numeriert und in Halbfranz gebd. M. 5.—

Martin Lang urteilt:

Das Märchen erzählt liegt den schwäbischen Dichtern im Blut, wenigstens den Poeten alten Schlags, den Stillen im Lande, zu denen Ludwig Zoepf gehört. Von den 5 Märchen sind 2, das Märchen vom Goldfinger und das von der Tanne, fast wie von einem schwäbischen Andersen erzählt; so launig und geistreich fängt die Geschichte vom Goldfinger an, und so voll zarter, weicher Empfindung ist die andere von dem verkrüppelten Tännchen, das so gern ein Christbaum werden möchte und am Ende auch einer wird. Die drei andern sind Rosen von dem wilden, romantischen Märchenstrauch, von dem Justinus Kerner seinen „Goldener“ abspülte und das schwäbische Volk manche seiner innigen, alten Feen- und Ritterlagen. Eine kindliche, goldene Reinheit und lautere Einsalt des Empfindens und Schauens leuchtet wie Sonnenschein auf den Seiten dieses Buches, daß die so schlicht benannten „Rieselsteine“ hell ausglänzen, wie jene im Märchen von Hänsel und Gretel, die mit ihrem weißen Glanz im Mondschein den Kindern den Heimweg zeigten. In der Hand einer Mutter oder mögen sie leicht, wie es in dem schönen Vorwort heißt, zu Golde werden.

Bruno Frank

Gustav Pfizers Dichtungen

Preis 2 Mark

Bruno Frank zeichnet den Entwicklungsgang Gustav Pfizers, dieses misepätigen, wenig glücklichen Menschen, er zeigt ihn im Kontakt mit den Größen seiner Zeit, mit Goethe, Uhland, Heine — vor allem aber läßt Bruno Frank aus den Werken Pfizers genug des Schönen und Tiefen hervortreten, um vielen Ueberraschung und Genuß zu bieten.

Verlag der Buchhandlung Kloeres Tübingen

Alt-Tübingen

30 Federzeichnungen von D. Abbelohde
mit Text von Martin Lang

Preis M. 1.80

Es ist ein Genuß und eine Freude, dieses Büchlein zu durchblättern. Wie fein ist Abbelohde, der bekannte Graphiker, in seinen köstlichen Federzeichnungen den Schönheiten der alten Neckarstadt gerecht geworden, welche wirkungsvolle Ausschnitte und Durchblicke hat er gewählt, und wie trefflich hat er überall Licht und Schatten herausgearbeitet und gegeneinander abgewogen, daß man den warmen Sonnenschein, der über einzelnen dieser Ansichten liegt, förmlich zu spüren glaubt. Man wird nicht müde, die 30 wohlgelegenen Bilder immer wieder zu betrachten, und gern läßt man sich dazu in der Einleitung von Martin Lang von den engen Gassen der Altstadt, vom Marktplatz, Schloß und Stiftskirche erzählen, ist doch diese Einleitung keine trodene Aufzählung der Sehenswürdigkeiten im Fremdenführerstil, sondern eine stimmungsvolle, feine, seines künstlerischen Empfindens beduende Plauderei mit geschichtlichen, kunsthistorischen, volkstümlichen Ausblicken aller Art. Wer in Tübingen studiert hat, sollte sich das hübsche Büchlein zu steter Auffrischung alter Erinnerungen beilegen, und auch für vorübergehende Besucher Tübingens gibt es kaum ein hübscheres Andenken. Dem Verlag, dem Künstler und dem Verfasser der Einleitung gebührt aufrichtiger Dank von allen Freunden Alt-Tübingens.

Nach Friedensschluß werden erscheinen:

Rund um Tübingen

30 Federzeichnungen von D. Abbelohde mit Text von Martin Lang

Alt-Ludwigsburg

50 Zeichnungen von Georg Ledrecht
mit Einleitung von Alexander Fischer

Druck von G. Knapp jr in Tübingen.